

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

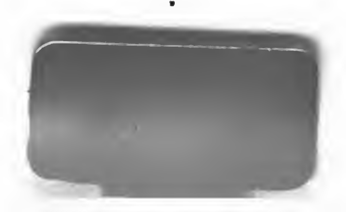
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Eine Deutsche Bürgerfamilie.

Zweiter Band.

Eine

Deutsche Bürgerfamilie.

Nach einer Familienchronik

bearbeitet

von

Julius von Wickede.



Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.





Inhaltsverzeichniß.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Seite

Sechstes Kapitel.

1.

Friedrich der Große an der Leiche des Feldmarschalls Grafen Schwerin auf dem Schlachtfelde von Prag. Unerwartetes Zusammentreffen mit meinem Bruder Friedrich Wilhelm. Meine Reise nach Pommern. Besuch bei meiner Mutter in Colberg. Tod meiner Braut in Halle. Anstellung als Secretarius bei der Verpflegungscommission der Ritterschaft in Pommern. Unausgesetzte Drangsale des Krieges und standhaftes patriotisches Benehmen aller Stände ohne Ausnahme in Pommern. Die pommerschen adeligen Rittergutsbesitzer. Die schwedischen Truppen an der Ostseeküste, und die Ursachen ihrer so geringen Erfolge. Die Generäle des schwedischen Heeres.

In den ersten Stunden nach dem Tode des Feldmarschalls Grafen Schwerin war ich noch so erschrocken, daß ich kaum wußte, was ich thun sollte. Dazu war der Eindruck, den mir die blutige Schlacht mit all' dem furchtbaren Kanonendonner und dem sonstigen Gelärme, und die vielen Verwundeten und Todten, die überall am Wege

lagen, gemacht hatte, ein so erschütternder, daß ich mich stark zusammennehmen mußte, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Ich hatte zwar früher oft die Beschreibungen von Schlachten gelesen, oder auch von alten Soldaten erzählen hören, daß es aber so grausam und wild dabei zugehen könne, hatte ich doch niemals geglaubt. Jetzt erst sah ich so recht ein, welch ein wildes, rohes, das Gemüth verhärtendes und die Sitten verschlechterndes Geschäft der Soldatenstand ist, und ich hätte mich niemals ihm widmen mögen, und wenn ich auch die Aussicht gehabt, bald zu dem Posten eines Generals zu gelangen.

Es sammelten sich nun eine Menge von hohen Officieren aller Grade um die Leiche des Feldmarschalls Grafen Schwerin, und man konnte es den meisten ansehen, wie traurig sie über dessen Verlust waren. Besonders ein großer, sehr stattlicher Officier in der Uniform des Obersten eines Infanterie-Regiments weinte förmlich, und schien sich auch seiner Thränen gar nicht zu schämen, was mich sehr wunderte, da ich bisher geglaubt hatte, daß ein Officier es unter allen Umständen verbergen müsse, wenn er wirklich jemals weinen sollte. Dabei sprach dieser Oberst: „Daß wir diese Bataille wieder glorios gewonnen ha-

ben, ist eine Gewißheit, welche uns selbst die alten Perrücken in Dresden und beim Reichshofrath in Regensburg nicht abstreiten sollen, aber Schockschwerenoth! ich wollte lieber, wir hätten sie verloren und müßten morgen von Neuem wieder anfangen, wenn nur unser Schwerin am Leben geblieben! Solch einen Feldmarschall bekommt die preußische Armee nicht wieder."

Und wie die Officiere nun noch so herumstanden und sich über die gewonnene Schlacht und die großen dabei erlittenen Verluste unterhielten, da hieß es plötzlich: „Seine Majestät der König kommt!" und wie unwillkürlich richteten sich Alle gerader auf und stellten sich in Ordnung hin. In langsamem Schritt kam der König nun angeritten, und neben ihm ritt der Prinz Moritz von Dessau, ein sehr muthiger junger General, während Adjutanten und andere Officiere folgten und ungefähr fünfzig Reiter vom Regiment der Garde du Corps die Bedeckung bildeten.

Man hatte inzwischen die Leiche des Feldmarschalls von dem Blute, mit dem sie anfänglich stark übergossen gewesen sein soll, gereinigt und auf eine Tragbahre, die ganz mit grünen Zweigen bedeckt war, gelegt. Sein langer grauer

Mantel war über den von den Kugeln zerrissenen Theil seines Körpers gebreitet, und so lag er, mit einem ruhigen, friedlichen Ausdruck in seinem Gesicht, nicht wie ein Todter, sondern wie ein so recht fest Schlafender da. An dem Baume, unter dem die Tragbahre stand, lehnte die von zwei Kugeln etwas zerrissene, am unteren Ende mit seinem Blute geröthete Fahne seines Regiments, die er hoch in der Rechten gehalten, als die tödtlichen Kugeln seine Brust durchbohrten. Ein Adjutant, der dem Könige vorausgeritten zu sein schien, kam jetzt angaloppirt und meldete, daß hier die Leiche des Feldmarschalls Schwerin liege. Der König, der, wie ich jetzt erst sehen konnte, über und über mit Staub bedeckt war, stieg bei dieser Meldung schnell von dem großen langen Schimmel-Engländer, den er ritt, ab und ging, die Officiere, die inzwischen ein Spalier gebildet hatten, mit einem „Bon soir, Messieurs!“ und einem leichten Hutabnehmen grüßend, ganz dicht an die Leiche heran. Längere Zeit blieb er hier schweigend stehen, dann sprach er so laut, daß auch ich es vernehmen konnte: „Der hier liegt, war ein Officier von den größten Meriten, und wohl werth, daß wir Alle seinen Tod aufrichtig betrauern, denn meine Armee besaß keinen

besseren General. Doch mein alter Schwerin hat auch einen Tod gefunden, wie ihn kein preußischer General ruhmvoller und schöner finden kann, und wie sein Leben Allen zum Beispiel dienen konnte, so jetzt auch sein Tod."

In dem Augenblick, als der König so sprach, kam ein Adjutant des Generals von Ziethen auf schäumendem Pferd herangesprengt und meldete, daß die Husaren die in größter Eile fliehenden Oesterreicher noch weit verfolgt und eine beträchtliche Menge von feindlichen Geschützen, Wagen und Gefangenen erbeutet hätten, und von Seiten der Feinde nirgends mehr Widerstand zu leisten versucht würde.

Wie der König diese Nachricht hörte, da konnte ich ganz gut erkennen, wie sein Auge blitzender, und seine, gewöhnlich etwas vorgebeugte Haltung aufrechter wurde. Mit lauter Stimme sprach er zu den Officieren: „Die Bataille ist glorieux geworden, Messieurs, und wird der preußischen Armee für alle Zeiten zum großen Ruhme gereichen. Ich danke Ihnen Allen für Ihre Hülfe und Thätigkeit dabei. Wir haben wenigstens jetzt dem erschossenen Feldmarschall Schwerin eine würdige Leichenfeier bereitet."

In dem Augenblicke brachen alle Officiere

in ein lautes dreimaliges „Es lebe Se. Majestät unser König Friedrich von Preußen, der Sieger der Prager Schlacht!“ aus und dieser Ruf verbreitete sich von den Officieren auch zu den in der Nähe aufmarschirt stehenden oder lagernden Soldaten und pflanzte sich so immer weiter und weiter fort. Daß auch ich dabei mitschrie, so laut es meine Kehle nur erlaubte, versteht sich von selbst.

Jetzt fiel plötzlich des Königs großes Auge auf mich, und mein Anzug als Civilist mitten unter all' den vielen Officieren und Soldaten mochte ihm auffallend erscheinen, denn er frug den ersten Adjutanten des erschossenen Feldmarschalls, dem er gerade einige Befehle über den Transport der Leiche ertheilt hatte: „Wer ist der Mann dort in dem langen blauen Roquelaure?“

„Der Privatsecretär des Feldmarschalls Grafen Schwerin, ein geborener Pommer, der, von dem Herrn Baron von Bielfeld warm empfohlen, seit einigen Monaten in des Feldmarschalls Dienst stand und sich bereits dessen ganzes Vertrauen erworben hatte.“

Der König winkte mich jetzt näher heran, und mich mit seinen großen blauen Augen fixirend, als wolle er mich durchbohren, sprach er: „Ich

höre Gutes von Ihm. Wie heißt Er. Ich muß Ihn schon früher einmal gesehen haben?"

Ich ward jetzt, wie ich selbst fühlte, ganz roth vor Freude und Verlegenheit, daß ich auf solche Weise hier von meinem großen König angeredet wurde, und sagte, daß Se. Majestät bereits einmal mit mir in dem Garten von Sanssouci vor mehreren Jahren zu sprechen die Gnade gehabt habe, als ich nach der Universität Halle gegangen, um dort Theologie zu studiren."

„Ja — jetzt erinnere ich mich Seiner. Aber aus dem Studium der Theologie scheint nicht viel bei Ihm geworden zu sein. Und eine Narbe hat Er da im Gesicht, die besser für einen Husarenwachtmeister, als für einen Pastor auf der Kanzel paßt. Damit stellt Ihn kein Consistorium an. Erzähle Er mir, was Er seitdem getrieben hat, aber recht kurz, mit wenigen Worten, denn lange Zeit, um Ihn anzuhören, habe ich jetzt nicht."

So kurz als möglich erzählte ich nunmehr dem Könige mein letztes curriculum vitae. Als ich sagte, daß ich, von dem Professor Gellert in Leipzig an den Herrn Baron von Bielfeld empfohlen, fast zwei Jahre dessen Privatsecretär gewesen sei, lächelte er sehr freundlich und meinte:

„Da ist Er in einem guten Hause gewesen, wo Er schon viel lernen konnte. — Nun höre Er, es wird sich wohl jetzt im Kriege und später auch im Frieden eine für Ihn recht passende Stelle finden. Vorläufig soll ein Officier von meiner Adjutantur die hinterlassenen Papiere des Feldmarschalls mit Ihm durchsehen, um abzusondern, was für mich und was nur für dessen Familie von Wichtigkeit ist. — Bon soir, Messieurs! Wir können Alle am heutigen Tage schon mit uns zufrieden sein und haben unsere Ruhe wohl verdient." Mit diesen gnädigen Worten lüftete der König zum Abschied wohlwollend grüßend den Hut und bestieg dann sein Roß, um ziemlich schnell fortzugaloppiren.

Seit jener Zeit ist mir niemals wieder das Glück zu Theil geworden, meinen König und Herrn, Friedrich den Großen, in der Nähe sehen zu dürfen. Nur in späteren Jahren ist er einmal in Pommern schnell an mir vorübergefahren. Es sollte mir an diesem Tage aber noch eine gar absonderliche Ueberraschung zu Theil werden. Ich war jetzt mit einem Officier voraufgegangen, um mich nach dem früheren Quartier des Feldmarschalls zu begeben und dort vorläufig seine hinterlassenen Sachen zu ordnen und zu versiegeln,

als uns ein Bataillon des königlichen Garde-Regiments, welches soeben aus der Schlachtreihe zurückkam, begegnete. Dasselbe mußte stark im Feuer gewesen sein und sah sehr hart mitgenommen aus. Viele Soldaten bluteten aus mehr oder minder bedeutenden Wunden, die sie sich in der Eile mit Nothverbänden hatten verbinden lassen, um während der Schlacht in Reih' und Glied bleiben zu können; Anderen hingen die losgegangenen Zöpfe unordentlich im Nacken umher, während die Gesichter von dem Pulverdampf und dem vielen Patronenabbeißen ganz schwarz wie die Teufel aussahen. Das Bataillon mußte gerade an einem Wege, den wir passirten, Halt machen, als ich bemerkte, daß ein baumlanger Grenadier, ein richtiger Schlagetodt von Kerl, der sehr wild und verwogen aussah und dem ein langer Fuchsschnauzbart weit über den Mund herunterhing, mich plötzlich scharf anschaute. Ich sah ihn jetzt nun ebenfalls wieder besonders aufmerksam an, und es konnte kaum ein Zweifel sein, daß dieser lange Grenadier mein ältester Bruder Friedrich Wilhelm sein müsse. Aber wie konnte der, von dem ich wußte, daß er verheirathet und als Unterförster in Ostpreußen angestellt sei, jetzt plötzlich als gemeiner Soldat im

ersten Bataillon des königlichen Garderegiments hieher auf das Schlachtfeld von Prag kommen? Um meiner Sache aber gewiß zu sein, rief ich seinen Namen, und siehe da, es war in der That mein ältester Bruder Friedrich Wilhelm, der mir jetzt freudig in die Arme stürzte. Der Hauptmann der Compagnie, der ein sehr wohlwollender Mann zu sein schien, erlaubte meinem Bruder, mich am Abend noch einige Stunden im meinem Quartiere zu besuchen. Dort erzählte er mir nun in aller Kürze, daß er Wittwer geworden sei und es bei der Nachricht, daß unser großer König von Preußen plötzlich von so vielen Seiten mit Krieg überzogen würde, nicht mehr auf seiner Försterstelle hätte aushalten können. So habe er sich denn im vorigen Herbste freiwillig als gemeiner Soldat anwerben lassen und sei wegen seiner besondern Größe in das Garderegiment aufgenommen worden. Mein Bruder hatte dabei eine sehr sichere Zuversicht und einen frohen Muth, und meinte, als er nach einigen Stunden, die uns Beiden im Erzählen unseres bisherigen Lebens nur zu rasch vergingen, von mir Abschied nahm, er hoffe fest darauf, es in diesem Kriege durch sein eignes Ver=

dienst noch zum Officier zu bringen. In solchem löblichen Vorsatz konnte ich ihn nur bestärken.

Leider sollte ich meinen lieben Bruder, der nicht allein ein riesig großer Mann und muthiger Soldat, sondern, was in meinen Augen noch einen höheren Werth hatte, auch ein durchaus braver und honnetter Mensch war, in dieser Welt nicht wiedersehen. Da ich aber nach vielen Jahren ganz unvermuthet sein genaues Tagebuch über das wirklich sehr interessante Leben, welches er geführt, in meine Hände bekam, so wird er in unserer Familienchronik eine wichtige Stelle einnehmen. Darf unsere gesammte Familie doch mit vollem Rechte auf einen solchen Angehörigen stolz sein.

Nach der Prager Schlacht hatte ich noch mehrere Tage mit der Sichtung und Ordnung der hinterlassenen Papiere meines verstorbenen Herrn, des Feldmarschalls Grafen Schwerin, zu thun. Sämmtliche Papiere, welche den königlichen Dienst betrafen, wurden ausgesucht und von einem Adjutanten des Königs in Verwahrsam genommen; diejenigen aber, welche auf Familienangelegenheiten Bezug hatten, wurden von mir in einige Kisten gepackt und dann in meiner Begleitung mit sicherm Transport nach Pommern, wo die

sehr bedeutenden Familiengüter der gräflichen Herrschaft lagen, gebracht. So verließ ich nach kurzer Anwesenheit das Heer in Böhmen, welches unter König Friedrich's Befehl gegen die Feinde kämpfte.

Auf den gräflich Schwerin'schen Gütern hatte ich dann einige Wochen mit der Rechnungsablegung und sonstigen Privatgeschäften zu thun. Als ich damit fertig war, empfing ich noch eine sehr anständige Extrabelohnung für meine Dienste und war dann mein eigener Herr.

Meine liebe alte Mutter, welche als Wittwe in Colberg lebte, hatte ich schon seit mehreren Jahren nicht gesehen, und da ich in ihrer Nähe war, so benutzte ich die günstige Gelegenheit, um ihr im Sommer 1757 einen mehrwöchentlichen Besuch abzustatten. Wie erfreut war ich, die gute Mutter wieder einmal herzlich umarmen zu können. Leider trafen mich während meines Aufenthaltes in Colberg zwei sehr traurige Nachrichten, von denen jede allein schon hinreichend gewesen wäre, mir alle Freude in tiefen Kummer zu verwandeln.

In einem schwarz gesiegelten Briefe erhielt ich erstens die Trauerkunde von dem Ableben meiner theuern Braut in Halle. Diese Bot-

schaft war ein harter Schlag für mich, der alle meine langjährigen Hoffnungen plötzlich mit einem Schlage vernichtete. Ich glaubte im Anfang, ich müsse dem bittern Schmerze, welcher mein Herz durchwühlte, erliegen, und es vergingen mehrere Stunden, ehe ich mich ermannen und wieder so weit fassen konnte, um in meinem stillen Kämmerlein auf die Kniee zu sinken und Gott in langem, inbrünstigem Gebet um Linderung meiner Schmerzen, um Beruhigung und Kraft zu bitten, mein schweres Leid in Demuth, wie es einem wahren Christen geziemt, tragen zu können. Und wie dies stets in schweren Stunden meines Lebens geschah, so gab mir Gott auch durch das Gebet die Stärke wieder, mich in Demuth seinen Fügungen, welche den Menschen anscheinend oft zu hart treffen, aber in seiner unerforschlichen Weisheit beruhen, zu unterwerfen. Um meine durch den unerbittlichen Tod geraubte Braut habe ich aber geraume Zeit in tiefstem Schmerze getrauert, und es vergingen mehrere Jahre, ehe ich die frühere Heiterkeit vollständig wiedergewinnen konnte.

Die zweite Unglücksbotschaft war die Nachricht von der verlorenen Colliner Schlacht. So war mein großer König denn auch geschlagen

und Preußens bisher fast unbesiegbar erschienenes Heer den Feinden unterlegen. Und wie mächtig drangen solche jetzt von allen Seiten auf uns ein; der Unglückstag von Collin schien das Signal für alle unsere Gegner zu sein, jetzt durch vereinte Angriffe zu versuchen, ob sie den Fridericus Rex Borussorum in einen ohnmächtigen Marquis de Brandebourg verwandeln könnten. Dank sei es Gottes Gnade und Barmherzigkeit, daß dies nicht gelang und unser Preußenland aus dem Siebenjährigen Kriege mächtiger als je hervorging.

Im September des Jahres 1757 verließ ich Colberg wieder und wandte mich nach Stettin, um dort eine passende Anstellung zu suchen, in welcher ich meinem Könige und Vaterlande in dieser schweren Zeit nach besten Kräften würde nützlich sein können. Ich hatte von einem Grafen Schwerin entsprechende Empfehlungen an den Herzog von Braunschweig-Bevern, der damals Gouverneur von Stettin war, erhalten, und so wurde es mir denn nicht schwer, einen Platz zu bekommen, den ich ausfüllen konnte. Ich wurde nämlich als Secretär bei der Proviantcommission der Ritterschaft für das Herzogthum Pommern angestellt. Das war ein sehr

schwieriger und unangenehmer Posten, indem er mir fast Tag und Nacht bei größter Thätigkeit nur zu viele Verdrießlichkeiten und Scherereien verursachte. Trotzdem aber hielt ich es jetzt für eine heilige Ehrenpflicht jedes preußischen Patrioten, die ihm obliegenden Pflichten mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit und Hintansetzung jeder andern Rücksicht streng zu erfüllen, um in dieser schweren Zeit dem bedrängten Vaterlande so nützlich als möglich sein zu können.

In dem mir anvertrauten Amte hatte ich besonders die Verpflichtung, darauf zu sehen, daß die ausgeschriebenen Contributionen von Lebensmitteln aller Art, Schlachtvieh, Pferden, Hafer und Rauhfourage, so viel sich dies irgend thun ließ, möglichst gleichmäßig auf die einzelnen Rittergüter vertheilt wurden. Ferner mußte ich bei der Anlegung von Magazinen thätig sein und dafür Sorge tragen, daß sowohl auf dem flachen Lande als in den Städten solche aller Art angelegt wurden. Es war dies ein sehr mühsames Geschäft, denn ich mußte zu diesem Zwecke fast unaufhörlich im ganzen Herzogthume Pommern umherreisen, um bald hier, bald dort thätig zu sein. Daß aber solche Reisen, besonders im Herbst und Winter, wenn die Wege so

grundlos waren, daß man kaum mit den Pferden durchkommen konnte, alles Andere, nur kein Vergnügen waren, ist leicht begreiflich. Ich erhielt zwei Reitklepper geliefert, und bekam einen Soldaten von der pommerschen Miliz, einen alten Arbeitsmann aus Colberg, der früher lange Jahre bei den Dragonern gedient hatte, zur beständigen Ordonnanz, und so ritten wir immer die Kreuz und Quere im Lande umher. Mein eigentlicher Chef war ein Landschaftsrath von Puttkammer, ein sehr würdiger, braver Mann, der aber schon etwas zu bejahrt war, um viel außer dem Hause thun zu können. Die beiden anderen Chefs, ein Herr von Stülpnagel und von Arnim, zeigten sich stets als wahre Ehrenmänner, welche Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatten, und unaufhörlich thätig waren, um ihre sehr beschwerlichen Pflichten zu erfüllen. Nur im Schreiben und Rechnen waren sie nicht recht bewandert; ganz besonders schwer fiel es Herrn von Arnim, einen Brief zu schreiben, so daß er oft lieber zwei Meilen in Wind und Wetter ritt, wenn er dadurch nur von jener Obliegenheit befreit bleiben konnte. So kam denn ein Theil der Schreiberei auf mich, der eigentlich von diesen Herren hätte besorgt werden

sollen; doch that ich dies gern, wenn ich ihnen dadurch eine Erleichterung gewähren konnte.

Zwei Collegen besorgten das Einkaufen der Lebensmittel, da ich nicht das Mindeste von dergleichen Sachen verstand. Einer von ihnen, Namens Braun, war ein früherer Oekonomie-inspector, der besonders die Annahme und die Wartung des Viehes controliren mußte. Er war furchtbar gröb und der Flasche mehr als recht ergeben, dabei so unwissend, daß er kaum seinen Namen, geschweige etwas Anderes schreiben konnte. Sonst war er ein sehr thätiger und rechtlicher Mann, der sich niemals bestechen ließ und nach bestem Gewissen handelte, wo es galt, das Interesse des ihm anvertrauten Amtes wahrzunehmen. Der andere, ein früherer Stettiner Kaufmann, war ganz das Gegentheil von ihm. Er war im Schreiben wie auch in der Buchführung ungemein gewandt, und ein Mann, der, wie man zu sagen pflegte, hinter beiden Ohren doppelt gebrannt war. Dabei zeigte er sich aber leider als ein ausgefeimter Halunke, welcher zu betrügen suchte, wo er nur konnte, sich überall bestechen ließ und auch mich zu dergleichen Schurkereien zu verleiten suchte, wobei ich ihn indeß anlaufen ließ. Er trieb sein Unwesen zuletzt so

arg, daß ich ihn nothgedrungen dem Herrn von Arnim anzeigen mußte, und er dann natürlich mit Schimpf und Schande fortgejagt wurde. Später sank dieser Kaufmann, trotz seiner Talente und Fähigkeiten, immer tiefer, er ließ sich verleiten, Fälschungen zu machen, und kam in Folge dessen als Kettensträfling in die Karre, wo ich ihn dann noch öfter gesehen habe. Er gab somit ein recht deutliches Beispiel, daß alle Kenntnisse einem Menschen doch nichts nützen, wenn nicht Rechtschaffenheit und Charakterfestigkeit damit verbunden sind.

Welche Leistungen die Provinz Pommern aber jetzt bringen mußte, und wie groß die Lasten waren, welche alle Stände ohne Ausnahme während der nun folgenden Kriegsjahre tragen mußten, ist kaum zu glauben. Immer und immerfort wurden neue Lieferungen ausgeschrieben, und der Kriegssteuern und Anforderungen aller Art war gar kein Ende. Daß die Gutsbesitzer und Bauern von den Erträgnissen ihrer Felder etwas verkaufen konnten, gehörte zu den allergrößten Seltenheiten, und die Mehrzahl mußte froh sein, wenn sie nur so viel Lebensmittel bauen konnten, als sie bei der größten Einschränkung mit ihrem Haushalte und Gesinde selbst

gebrauchten. Habe ich doch Gutsbesitzer gekannt, die zwei bis drei schuldenfreie Rittergüter besaßen und nicht so viel baares Geld aufzubringen vermochten, um sich einen Winterrock oder ihrer Frau ein Kleid zu kaufen. Der Credit ruhte zuletzt fast gänzlich in Pommern, und wenn ein sicherer Mann, der großen und unverschuldeten Grundbesitz hatte, nur fünfhundert Thaler leihen wollte, so kostete es ihm Mühe, solche zu bekommen, und er mußte sich an Juden und Wucherer wenden, um es endlich doch durch viele gute Worte und für sündhafte Zinsen zu erreichen. Sind mir doch wiederholt Fälle bekannt, daß ein Gutsbesitzer, um nur tausend Thaler auf sechs Monate geliehen zu erhalten, beinahe hundert Thaler Zinsen dafür bezahlen mußte.

Das waren freilich recht günstige Zeiten für Wucherer und Geldmäkler jüdischer uud christlicher Religion, die, ungerührt über das allgemeine Elend des Volkes, diese Gelegenheit so recht nach Herzenslust benutzten, um sich die Beutel mit ungerechtem Gute anzufüllen. Kerle, die vor dem Kriege noch mit einem Bündel auf dem Rücken hausiren gingen und froh waren, wenn sie für einen Groschen Zwirn verkaufen konnten,

wurden nach dem Kriege sogar auf eine ganze Tonne Goldes geschätzt, blähten sich wie die Pfauhähne auf und wären gern alle Tage in einer Glaskutsche mit vier Schimmeln davor und einen Bedienten im rothen Rock hinten drauf, spazieren gefahren. Fast alles baare Geld in dem Herzogthum Pommern war zuletzt in die Taschen dieser Geldjuden, Wucherer nnd Armeelieferanten gefallen, in den Händen der Grundbesitzer, des Adels und der Bauern, aber war fast nichts davon übrig geblieben. Selbst in den vornehmsten Grafenhäusern kam es häufig vor, daß die silbernen Löffel, sogar die Halsketten und Ohrringe der Frauen, versetzt oder selbst verkauft waren, um nur baares Geld zu schaffen, und zinnerne Löffel die Stelle der früheren vertreten mußten. Und es war nicht allein Geld und Gut, und immer von Neuem wieder Geld und Gut, was das ganze Herzogthum Pommern unaufhörlich während dieser sieben schweren Kriegsjahre opfern mußte, sondern ungleich drückender, und mehr noch in das Wohl und Wehe aller Familien eingreifend waren die ungeheuern Menschenopfer, welche die vielen blutigen Schlachtfelder, Seuchen und Krankheiten in den Lazarethen hinwegrafften.

Was dieser große Riesenkrieg dem kleinen, armen, ohnehin nur schwach bevölkerten Herzogthum Pommern für Menschen gekostet hat, ist wirklich ungeheuer. Jeden Herbst, wenn die Regimenter nach den beendeten Feldzügen wieder in die Winterquartiere rückten, erschienen die Rekrutirungsofficiere in den Cantons und hoben mit unerbittlicher Härte, die leider durch den Druck der Verhältnisse nur zu sehr geboten war, so viele Rekruten aus, wie sie nur irgend bekommen konnten, um die Lücken, welche der letzte Feldzug wieder gerissen hatte, wenigstens nothdürftig auszufüllen. Es kam zuletzt so weit, daß kaum noch ein junger gesunder Bauerbursche auf dem Lande, sowie kaum ein Knecht oder Handwerksbursch in den Städten zu finden war, denn Alle, die man nur irgendwie zum Soldatendienst gebrauchen konnte, wurden in des Königs Regimenter gesteckt. Ja man ging, besonders in den Jahren 1761 und 1762, wo die Verluste immer größer wurden, so weit, daß selbst junge Burschen von siebenzehn bis achtzehn Jahren, die eigentlich für den Soldatendienst noch viel zu schwach waren, zwangsweise in die Kasernen gesteckt wurden. Die Werbeofficiere durchstreiften Jahr aus, Jahr ein unaufhörlich

das Land, um allerlei fremde Kerle, Vagabunden, Deserteure und Kriegsgefangene, ja zuletzt selbst die Sträflinge aus den Arbeits- und Zuchthäusern, wenn sie nur nicht gar zu große Vergehen begangen hatten, für den Kriegsdienst anzuwerben.

„Futter für Pulver, bloßes Kanonenfutter; aber es hilft nichts, der König muß immer von Neuem wieder frische Soldaten haben, und diese Kerle sind am Ende eben so gut, die Gräben mit ihren Leibern auszufüllen, als alle anderen Muttersöhne,“ sagte mir ein alter versoffener, einarmiger Hauptmann, der als Werbeofficier in Pommern unermüdlich thätig war, wenn ich ihm wohl Vorstellungen darüber machte, welche Halunken und Taugenichtse er nun schon wieder in ganzen Schaaren angeworben habe, und wie solche Kerle doch unmöglich dem Heere nur den mindesten Nutzen bringen könnten.

Und er hatte auch eigentlich recht hierin, denn auch mit solchen Regimentern, in welchen so viele schlechte und unzuverlässige Soldaten dienten, wußte unser große König Friedrich seine unsterblichen Siege über all' die zahlreichen Feinde zu erkämpfen.

Wie die Bürger und Bauern aber fortwäh-

rend neue Rekruten liefern mußten, so der Adel die Officiere, deren Abgang verhältnißmäßig noch größer als jener der gemeinen Mannschaft war. Wenn die Junker kaum vierzehn bis fünfzehn Jahre alt waren, so wurden sie schon in die Cadettenhäuser gesteckt, um dort möglichst bald zu Officieren ausgebildet zu werden, oder traten als Freicorporale in die Regimenter ein, um dann oft schon nach wenigen Monaten zu Fahnenjunkern oder Cornets befördert zu werden. Es war eine Ehrenpflicht für alle adeligen Familien, daß sie ihre gesunden Söhne, sobald sie nur in dem Alter waren, um für das Heer brauchbar zu sein, dem Dienste des Königs widmeten, und ein gesunder Junker, welcher zu Hause hätte bleiben wollen, wäre von allen seinen Genossen so arg verspottet worden, daß er sich kaum noch hätte sehen lassen dürfen. Der König brauchte jetzt unausgesetzt Officiere und wieder nur Officiere für seine Truppen, denn jeder Feldzug kostete immer Hunderten von ihnen das Leben, und der Adel bemühte sich, solche stets wieder in genügender Menge zu liefern, so weit die Zahl seiner Söhne nur immerhin ausreichen wollte.

Es hat zu jener Zeit in Pommern viele Fa-

milien gegeben, die drei bis vier, ja fünf bis sechs Söhne im Kriege verloren haben, und manche altadelige Geschlechter sind ganz ausgestorben, da alle ihre männlichen Mitglieder auf den Kampfstätten mit den Waffen in der Hand für ihren König und ihr Vaterland den Soldatentod gefunden hatten. Es war gleichsam, als ob Alle es wüßten, daß dem so sein müsse, so eifrig war die Hingebung des Adels im Herzogthum Pommern für unsern großen König.

Und wie die Edelleute dachten auch die Bauern sowie die meisten Bürger, besonders in den kleinen Städten, und wenn auch wohl die Weiber oft in ein Schmerzensgeheul ausbrachen, sobald die Rekrutirungsofficiere ihnen die Söhne aus den Häusern holten, so blieben doch die Männer größtentheils ruhig und gefaßt, und sagten: „Laß es gut sein, Mutter, unser König Fritz braucht ja tüchtige Soldaten, und wo anders sollte er solche wohl so gut bekommen, als von uns Pommern. Unser Junge ist ein derber Bengel, und wenn er erst als Soldat des Königs Rock trägt, so wird er schon seine Schuldigkeit thun und gehörig auf die Feinde losschlagen, und will es Gottes Gnade, so kommt er ja, sobald der Frieden geschlossen

ist, mit gesunden Knochen wieder zu uns zurück; hat aber Gott es anders beschlossen, und soll er seinen Tod finden, — na, so hat er doch wenigstens den ehrlichen Soldatentod gefunden und ist als ein braver Pommer gestorben, und das muß dann auch schon trösten. Also höre nur mit dem Weinen auf, Mutter!"

Solche und ähnliche Worte habe ich damals oft von ganz einfachen Leuten in Pommern gehört, wenn ihre Söhne zum Dienst des Königs ausgehoben wurden, und sie klangen gar lieblich in meinen Ohren; war es mir doch immer dann, als ob ich eine Rede des Cicero über die Liebe zum Vaterland gelesen hätte, wenn auch freilich der alte römische Redner seine Worte viel besser zu setzen und die Regeln der Redekunst genauer zu befolgen verstand, als unsere pommerschen Bürgers- und Bauersleute.

Es ist doch etwas Schönes und Herrliches um die wahre Vaterlandsliebe, die sich in Thaten, und nicht blos in Worten äußert, und ich bin stolz darauf, einem Volksstamme anzugehören, der sich auf eine so hervorragende Weise bethätigte, als dies bei uns Pommern während des ganzen Siebenjährigen Krieges der Fall war. Unser große König wußte wohl, was er sagte,

als er einst den Ausspruch that: „Meine Pommern lassen mich nicht im Stich, sondern halten fest, und eher würde die Welt untergehen, als daß die pommerschen Regimenter in ihrer Treue und Hingebung für ihre Fahne wichen."

Wenn nun unser Pommerland alle Jahre mehr von kräftigen Männern und Jünglingen entblößt wurde, so nahm die Zahl der Krüppel und Invaliden, die man in den Dörfern und Städten sah, leider immer mehr zu, je länger der Krieg dauerte. Leute mit einem Holzfuß hinter dem Pfluge oder in der Werkstätte zu sehen, war eine gewöhnliche Erscheinung, und wer mit einem Arme nur halbwegs zu gebrauchen war, der mußte seinen Dienst versehen, als ob er zwei gesunde Arme am Leibe hätte. Im Naugardter Kreise kam die Ritterschaft zusammen und machte aus, daß alle Hirten-, Nachtwächter-, Holzwärter und Vogtstellen auf sämmtlichen Gütern nur an einarmige Invaliden vergeben werden sollten, und es eine Ehrenpflicht für die Gutsbesitzer sei, überhaupt alle Invaliden, die von ihren Rittergütern stammten, so gut, als dies nur irgendwie die Umstände erlaubten, zu versorgen. Ein Gleiches geschah auch in den meisten Bauerdörfern und den Städten.

Da es an gesunden und kräftigen jungen Män-

nern so sehr fehlte, und die meisten jungen Mädchen doch gern heirathen, unter die Haube kommen und nicht für ihr ganzes Leben alte Jungfern bleiben wollten, wie dies stets in der Welt so gewesen ist und auch so sein wird, so konnten auch viele Invaliden bessere Heirathspartien machen, als sonst wohl der Fall gewesen sein möchte. Ja, es wurde zuletzt sogar unter den Bauers- und Bürgerstöchtern in manchen Gegenden eine Art Ehrensache, nur gewesene Soldaten, wenn diese auch invalid waren, zu heirathen, und wer nicht des Königs Rock so und so viel Jahre mit Ehren getragen hatte, der konnte keine Frau bekommen. Und ebenso wie die Bürgers- und Bauerstöchter dachten auch die Edelfräulein auf den Rittergütern. Die heiratheten nur Officiere, oder wenigstens solche, die es schon gewesen waren; ehrenvolle Wunden galten ihnen als der schönste Schmuck ihrer Verlobten, und wer recht viel solche aufzuweisen hatte, der konnte deshalb schon einer besonders guten Aufnahme bei den jungen Fräulein versichert sein. Ist mir doch ein Fall bekannt, daß ein junges, vornehmes und reiches, wegen ihrer besondern Schönheit und Anmuth weit und breit bekanntes Edelfräulein die Hand eines sehr reichen und dabei jungen und

stattlichen Grafen aus Mecklenburg entschieden ausschlug, und dafür einen braven, gar nicht hübschen Infanterie-Lieutenant heirathete, dem bei Leuthen der eine Fuß abgeschossen und ein mächtiger Säbelhieb über den Kopf gegeben war.

So waren damals, in den Jahren von 1757 bis 1763, die Verhältnisse in dem weit größten Theile des früheren Herzogthums Pommern. Ich führe dies besonders umständlich hier an, damit kommende Geschlechter unserer Familie, wenn sie es lesen sollten, sich ein lehrreiches Beispiel nehmen können. Mögen sie daraus ersehen, was Alles ein treues, in seiner Pflicht standhaftes Volk mit festem Muthe und ungebeugter Zuversicht ertragen kann, sobald die Umstände solches erfordern, und daß alle Prüfungen des Schicksals weiter keinen lähmenden Einfluß äußern können, sobald nur die innere Kraft nicht fehlt und das Bewußtsein, unter allen Drangsalen die Pflichten des Patriotismus zu erfüllen, nicht abhanden gekommen ist. Andererseits mögen spätere Nachkommen, denen etwa ein gütiges Geschick ruhigere Zeiten des freundlichen Glückes bescheert, als sie leider uns in langen Jahren zu Theil wurden, Gott dem Herrn recht inbrünstig für solch großes Glück danken, und sich dann mit vermehrter

Zufriedenheit ihres Lebens erfreuen, und nicht mit steter Tadelsucht und unberechtigtem Spott an ihren Verhältnissen mäkeln und Alles besser gemacht wünschen, wie es nun einmal vorhanden ist. Sollten aber auch die Kinder oder Kindeskinder unseres gegenwärtigen Geschlechts ähnliche schwere Zeiten der Bedrängniß und der Trübsal zu erdulden haben, als wie solche über uns verhängt wurden, so mögen sie sich auch an der Standhaftigkeit und Ergebung, womit wir trugen, was Gott der Herr in seiner Allweisheit über uns verhängt hatte, ein nachahmungswerthes Beispiel nehmen. Dabei sollen sie aber niemals vergessen, daß der Ruhm und die Macht des preußischen Staates, dessen hoffentlich alle folgenden Generationen sich noch auf viele Hunderte von Jahren hin zu erfreuen haben werden, wesentlich mit durch die Größe und Kraft unseres Königs Friedrich des Einzigen und die Treue und Hingebung seines Heeres und Volkes in so seltener Weise begründet wurden.

Sollten diese meine Worte, wenn sie dereinst in späteren Zeiten gelesen werden, wirklich dazu beitragen helfen, derartige Gesinnungen zu verbreiten und zu befestigen, so würde ich mich sehr freuen, sie hier niedergeschrieben zu haben.

Den Winter von 1757 auf 1758 brachte ich größtentheils in Stettin zu, und hatte viel zu thun, mich in die mir gänzlich unbekannten neuen Verhältnisse meines Amtes einigermaßen hineinzuarbeiten. Da ich nur eine geringe Besoldung erhielt, und selbst einsah, daß die ohnedies schon so sehr in Anspruch genommenen Kassen mir nicht mehr würden bewilligen können, so lebte ich möglichst einfach. Ich hatte mir ein kleines Stüblein bei der Wittwe eines Schiffscapitäns gemiethet und mich auch sonst für drei Groschen täglich für Mittag- und Abendessen bei dieser Frau in die Kost gegeben. Viele Leckerbissen konnte ich freilich für eine solche Summe nicht verlangen, doch wurde ich satt, und was konnte ich mehr beanspruchen, zumal wenn ich bedachte, daß viele Leute in dieser jetzigen Zeit es noch ungleich schlechter hatten, als ich. Nur des vielen Fischessens, denn wir aßen in der Woche mindestens viermal gekochte Fische zu Mittag, wurde ich zuletzt doch etwas überdrüssig, und frischen Hering kann ich seitdem nicht gut wieder auf meinem Tische sehen.

Im März 1758 mußte ich meine Reisen beginnen, um überall bei dem genauen Verzeichniß aller Lebensmittel auf den Gütern gegenwärtig

zu sein. So kam ich denn auf gar viele Güter und lernte einen großen Theil des Landadels in Pommern in seinem eigenen Hause genau kennen. Es ist ein ganz eigenthümliches Geschlecht, diese pommerschen Landedelleute. Viel Bildung herrschte selten, sowohl bei den Männern wie Frauen, und wenn ich mit ihnen vom Cicero oder Tacitus, oder dem Homer und meinen anderen griechischen und lateinischen Lieblingsautoren sprechen wollte, so sahen sie mich verwundert an, denn ein großer Theil von ihnen hatte diese Namen niemals gehört. Auch von den französischen Schriftstellern, die damals in den vornehmen Kreisen von Berlin so sehr Mode waren und von unserem König Friedrich leider nur zu sehr begünstigt wurden, wußte man auf den pommerschen Rittergütern selten etwas. Wie oft bin ich dort gefragt worden, was denn Voltaire, Maupertuis und Algarotti eigentlich für Männer waren, und ob der König sie als Comödianten oder Musikanten bei sich führe, und was sie sonst für Nutzen stifteten. Wenn ich dann sagte, daß es ausgezeichnete Gelehrte und Poeten wären, dann schüttelten die Herren und häufig auch wohl die Damen ganz verwundert die Köpfe, daß unser königlicher Herr solchen

unnützen Leuten so hohe Ehren erweise und sie sogar mit an seiner Tafel essen lasse, statt daß sie doch eigentlich, ihrem untergeordneten Range nach, kaum an der Hofmarschallstafel hätten einen Platz finden sollen. Und wenn die Männer sich sonst nur um ihre Landwirthschaft bekümmerten, und außer für das, was auf ihren Gütern vorging, lediglich für Alles, was den Krieg und die Kriegführung anbetraf, und wo unser Heer sich befinde, und ob der König schon wieder glänzende Siege erfochten habe, Interesse bewiesen, so trugen die Frauen fast nur Sorge um Küche, Kinderstube und Hauswirthschaft, und wußten auch nur über Begebenheiten, welche im Bereich hiervon lagen, zu sprechen. Selten, daß ein pommerscher Landedelmann oder seine Frau und Tochter außer Bibel, Gesangbuch und dem Jahreskalender jemals ein gedrucktes Buch in die Hand nahmen. Nur hin und wieder traf ich die Fabeln von Gellert auf den Gütern, oder sah, daß die Herren sich die Lieder eines Grenadiers von Gleim, die damals unter den gebildeten Ständen in den Städten mit Recht solch großes Aufsehen zu machen anfingen, mit Vergnügen vorlasen. Unter den jüngeren Leuten beiderlei Geschlechts fing übrigens auch zu jener Zeit schon

eine vermehrte Bildung zu herrschen an. Es wurden Hofmeister und Candidaten auf manchen Rittergütern gehalten, ja hier und da ereiferte sich die gnädige Frau schon dafür, daß ihre Töchter selbst französisch parliren lernen sollten. Da ich mich besonders während meines Aufenthaltes bei dem Baron Bielfeld sehr eifrig mit dem Studium der französischen Sprache beschäftigt hatte und jetzt solcher vollkommen mächtig war, so galt ich in den Augen dieser Damen als ein wahres Ungeheuer von Gelehrsamkeit, und sie glaubten, daß es gar nichts geben könne, was ich nicht wisse.

Abgesehen von dieser äußerst geringen Bildung und dem Mangel an geistigen Interessen, welche mir, besonders anfänglich, bevor ich mich einigermaßen daran gewöhnt hatte, so sehr unangenehm auffielen, mußte ich diese pommerschen Landedelleute-Familien fast durchweg von ganzem Herzen ehren und schätzen. Es lag in der Regel ungemein viel Tüchtiges und Ehrenhaftes in dem Charakter dieser Männer wie Frauen. Nicht allein, daß die Männer, wie ich schon vorhin erwähnte, die besten Patrioten waren, die für unsern König und unser Preußenland freudig Gut und Blut opferten, sondern sie zeigten sich auch als eifrige

Landwirthe, gute Hausväter, sorgsame und gerechte Herren über ihre Gutsunterthanen und ihr Hausgesinde, und von der strengsten Rechtlichkeit in jeglichem Verkehr. Ein Mann, ein Wort! war der Wahlspruch Aller, und auf den Handschlag eines echten pommerschen Edelmannes konnte man sicherer als auf das beste gerichtliche Document bauen. Die Frauen und Fräulein waren von der strengsten Zucht und Sitte, dabei häuslich, wirthschaftlich, pflichtgetreu, wie sich denn überhaupt das Familienleben auf den meisten Gütern in der vollsten Reinheit erhalten hatte. Das Alles waren, wenigstens nach meiner Ansicht, so vortreffliche Eigenschaften, daß man ihretwegen von der geringen Bildung etwas absehen mußte und diese wackeren Menschen nur von ganzem Herzen achten und schätzen konnte. So fühlte ich mich denn, je länger und häufiger ich auf vielen pommerschen Rittergütern verkehrte, desto heimischer auf den meisten derselben, und es gab manche Familien, für die ich eine wahre Freundschaft empfand. Zwar waren sie fast alle von großem Stolz auf ihren Adel beseelt, und eine Heirath zwischen pommerschen adeligen und bürgerlichen Personen wäre damals etwas Unerhörtes gewesen. Doch besaßen sie fast alle zu viel Gastlich-

keit und ritterlichen Sinn, als daß sie mich, so lange ich in ihren Häusern weilte, den Unterschied des Standes auf eine beleidigende Weise hätten empfinden lassen. Ich war dann ihr Gast, und das genügte vollkommen.

Da die schwedischen Truppen jetzt in Pommern einrückten, so hatte ich den Befehl erhalten, mich zu dem Obergeneral derselben zu begeben, um mit ihm über eine möglichst geregelte Verpflegung zu unterhandeln. Gerade der Umstand, daß ich fertig französisch sprach, bewirkte, daß ich vorzugsweise zu diesen Unterhandlungen mit den Officieren fremder Heere, welche der deutschen Sprache nicht mächtig waren, benutzt wurde, da meine eigentlichen Chefs sich nur deutsch auszudrücken verstanden. Nur Herr von Arnim versuchte hin und wieder, besonders wenn der Wein ihm die Zunge gelöst hatte, einige gewöhnliche französische Redensarten hervorzustottern, blieb aber meistens nach den ersten paar Phrasen schon stecken und überließ mir dann die fernere Fortführung des Gespräches.

Im Allgemeinen haben die schwedischen Truppen sich in diesem Kriege nicht viel Ruhm erworben, und wenn sie auch besser fochten als die sogenannte Reichsarmee, die bei jeder Gelegenheit wie eine Heerde Schafe auseinander-

lief, sobald unsere Soldaten nur etwas ernsthaft dagegen anrückten, so hielten sie doch unseren Heerschaaren niemals Stand. Ich bin kein Kriegsmann, und verstehe von Krieg und Kriegführung so wenig, daß ich kein berechtigtes Urtheil darüber abgeben kann, aber nach Allem, was ich in diesen Kriegsjahren in Pommern von den Schweden sah und hörte, war auch ein gewaltiger Unterschied zwischen ihnen und unseren preußischen Truppen.

Bei uns war jeder Officier, der im Heere zu dienen die Ehre hatte, Soldat und nur Soldat, und kannte weiter gar nichts, als streng die Pflichten seines Standes erfüllen. Sich in weitere politische Discussionen einzulassen, fiel keinem Officier ein, und noch weniger, an den Befehlen, die der König gab, zu kritisiren und zu mäkeln, oder sich zu erfrechen, etwas besser wissen zu wollen, als unser königlicher Herr dies selbst wußte, war eine Sache, die gar nicht vorkommen konnte. Der König hätte auch wahrlich keinen Spaß verstanden, wenn er so etwas erfahren, und der Officier, der ein politischer Raisonneur gewesen, wäre sogleich mit Schimpf und Schande aus dem Heere cassirt worden.

Bei den Schweden war es hierin aber ganz anders. Viele Officiere, und besonders die von

hohem Rang und vornehmem Adel, kümmerten sich eigentlich mehr um Politik als um ihre militärischen Pflichten. Es sollen auf dem Reichstage zu Stockholm zwei große politische Parteien gewesen sein, die man — aus welchem Grunde, habe ich niemals genau erfahren können — die der Hüte und die der Mützen nannte. Der wüthende Haß, den diese Parteien gegen einander hegten, trug sich auch auf Officiere, die ihnen angehörten, über. Stammten daher Officiere aus Familien von der Partei der Hüte, so hatten sie Mißgunst gegen die der Mützenpartei und suchten solche bei ihren militärischen Actionen nicht genugsam zu unterstützen, und ebenso war es auch umgekehrt wieder der Fall. Namentlich äußerte sich diese Mißgunst der Parteien gegen den Oberbefehlshaber des Heeres. War derselbe durch den Einfluß der Hutpartei zu dieser Stelle gekommen, so suchten alle Officiere von der Mützenpartei zu bewirken, daß er möglichst wenigst Ruhm und Ehre erntete und bald wieder mit Spott und Schande von seinem Posten abberufen werden mußte, und so ging es umgekehrt. Daß diese Herren ihre militärische Ehre selbst dadurch schändeten, wenn das schwedische Heer sich so mittelmäßig schlug, daß unser König es mit kaum

sechs- bis achttausend Mann fortwährend im Zaum halten konnte, fiel ihnen nicht ein. Die waren dazu viel zu eifrige Politiker, die über ihr politisches Parteigetriebe alles Andere vergaßen. Uebrigens fochten auch sehr viele schwedische Officiere ersichtlich ungern gegen uns, und tadelten es hart, daß Schweden sich den Feinden Preußens beigesellt hatte und nicht vielmehr zu dessen Bundesgenossen gehörte. Die Schweden sind durchweg eifrige Protestanten, wie denn auch der große Schwedenkönig Gustav Adolf der von den Habsburgern unterdrückten protestantischen Kirche in ganz Deutschland ein mächtiger Beschützer gewesen ist, und so waren sie jetzt mit vollem Rechte empört darüber, daß Schweden nunmehr im Verein mit dem katholischen Oesterreich und Frankreich und dem griechisch-katholischen Rußland gegen das protestantische Preußen, den Schutz und Schirm des Protestantismus in Deutschland, zu Felde ziehe. Auch viele deutsche Officiere, die im schwedischen Heer dienten, besonders aber aus dem sogenannten „Schwedisch-Pommern," waren in ihrem Herzen gut preußisch gesinnt, und fochten nur gezwungen gegen uns. Waren vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges doch schon viele Officiere aus „Schwedisch-Pom-

mern," die bisher im schwedischen Heere gedient hatten, in unsere Armee eingetreten, weil sie sagten, daß sie dort Hoffnung hätten, sich größeren Kriegsruhm zu erwerben. Nun, hierin werden jene Herren sich denn auch nicht getäuscht haben. Aus gleichem Grunde sind auch stets viele sächsische, mecklenburgische und braunschweigische Officiere in die preußische Armee eingetreten.

Ich habe stets wenig kriegerische Neigung verspürt, und freue mich auch sehr, daß ich ein Mann der Wissenschaft geworden bin und nicht zu den Fahnen des Kriegsgottes Mars geschworen habe; das aber weiß ich, wäre ich ein Officier geworden, so hätte ich lieber in einem großen geachteten Heere, wie es das preußische glücklicherweise stets gewesen ist, als in einem andern kleinen Contingente gedient, obgleich ich überzeugt bin, daß man auch darin vollkommen seine Pflicht erfüllen und ein wahrer Ehrenmann sein und bleiben kann.

Was nun die schwedischen Soldaten anbetraf, so waren es in der Regel große, starke und körperlich sehr abgehärtete Männer. Sie hatten viel Muth und zeigten große Standhaftigkeit, und bei recht strenger Führung hätten sie gewiß

das Tüchtigste geleistet; da aber diese fehlte, so waren sie faul, bequem und ohne Zucht und Ordnung. So eine schwedische Truppe marschirte so langsam wie eine Schnecke, und wenn die Leute zwei Meilen auf den Tag gemacht hatten, so glaubten sie Wunder was gethan zu haben und waren zu keiner weiteren Anstrengung zu bewegen. Im Vorposten- und Patrouillendienst waren sie äußerst nachlässig, und so wurden ihre kleinen Abtheilungen bei jeder Gelegenheit von unseren Husaren und Freibataillonen überfallen und aufgehoben, ohne daß die Anderen sich daran ein Beispiel genommen hätten. Da waren unsere preußischen Truppen ganz anders in Zucht und mußten weit größere Anstrengungen machen, und eine preußische Husarenpatrouille ritt in einer Woche mehr als eine schwedische in einem ganzen Monat.

Zu loben war bei den schwedischen Truppen ihre strenge Religiosität. Fast jeden Abend wurde Betstunde bei ihnen gehalten, und auch sonst sah man, sowohl Officiere wie Soldaten, so häufig sich ihnen nur Gelegenheit dazu bot, die Kirche besuchen. Das war leider in unserem preußischen Heere nicht der Fall, und an dieser Frömmigkeit hätte es sich immerhin ein gutes

Beispiel an dem schwedischen Heere nehmen können. Diese Frömmigkeit bewirkte auch, daß die schwedischen Truppen sich stets am besten in den Quartieren betrugen und die wenigsten Rohheiten und Brutalitäten gegen die Landeseinwohner verübten. Von all' den vielen Feinden, welche in diesen traurigen sieben Kriegsjahren unser armes Preußenland überzogen, haben sich die Schweden weitaus am besten betragen, und den Ruf der größten Menschenfreundlichkeit hinterlassen. Das ist doch aber schon etwas sehr Schönes und eine erfreuliche Frucht der wahren Gottesfurcht.

Unter den schwedischen hohen Führern habe ich in Geschäftssachen am meisten mit dem Grafen Hamilton zu thun gehabt. Er stammte aus einer vornehmen englischen Familie, die nach Schweden ausgewandert und dort schon seit längeren Jahren ansässig war. Dieser Herr war ein sehr stolzer, abgemessener Mann, ein rechter Grandseigneur, dabei aber gerecht und milde. Im Anfang würdigte er mich kaum eines Wortes, als er aber merkte, daß ich gewandt französisch sprechen konnte, wurde er plötzlich viel herablassender gegen mich, sprach oft längere Zeit ganz freundlich mit mir über die verschie-

densten Gegenstände und hat mich sogar einmal der Ehre gewürdigt, im Lager bei Anklam an seiner eigenen Tafel mit ihm speisen zu dürfen. Es war dies ein großes Ereigniß, welches unter den schwedischen Officieren förmliches Aufsehen erregte, da es bekannt war, daß der Graf Hamilton keinen Officier, der nicht wenigstens Oberstenrang besaß, oder von altadeliger Geburt war, zu seiner Tafel einlud. Als General leistete übrigens der Graf sehr wenig, und die ihm feindlichen Officiere behaupteten, daß er absichtlich nichts thun wolle, weil er zu der Partei der Hüte gehöre, welche überhaupt dem ganzen Kriege abgeneigt sei. Ob dies begründet ist, darüber habe ich kein Urtheil.

Auch hatte ich wiederholt mit dem General von Recklingshausen Geschäfte wegen Lieferungen, welche die pommersche Ritterschaft den schwedischen Truppen zwangsweise machen mußten. Es war ein alter, derber Kriegsmann, zwar anscheinend hart und streng, aber im Grunde doch gutmüthig. In seinem Herzen war er eigentlich gut preußisch gesinnt, doch überwog bei ihm die Soldatenpflicht alles Andere, wie dies auch bei jedem ehrliebenden Kriegsmanne der Fall sein

soll, und er wetterte oft nicht wenig über die lahme Kriegführung.

Nachdem die Schweden während des Sommerfeldzuges 1758 die Städte Usedom und Wollin besetzt und sich etwas mit unseren Truppen umhergeplänkelt hatten, gingen sie im Herbst desselben Jahres wieder nach Schwedisch-Pommern zurück, und ihr Feldzug hatte ein Ende. Allzu viele Leute hatten sie dabei nicht verloren.

2.

Meine Begleitung des Corps vom Grafen Dohna, welches gegen die Russen an die Oder marschirt. Entsetzliche Verheerungen, welche die Russen in allen Theilen des preußischen Staates, die von ihnen durchzogen wurden, verübten. Gefechte mit den Kosaken. Aufenthalt in Colberg während der Belagerung im Jahre 1760 durch ein Landheer und eine Flotte der Russen. Tod meiner Mutter. Muthige Vertheidigung des Obersten von der Heyden. Patriotismus der Bürgerschaft. Meine Verlobung während der Belagerung. Entsatz von Colberg durch ein preußisches Corps unter dem General von Werner.

Den Winter von 1758—59 verbrachte ich größtentheils in Stettin, und hatte dort genug zu thun, um mein Rechnungswesen einigermaßen in Ordnung zu halten, zumal ich doch auch häufig abwesend sein mußte. Mit meinen geliebten Classikern konnte ich mich fast gar nicht beschäftigen, und es blieb mir nur selten so viel freie Zeit übrig, um ein Stündchen ruhig im Taci=

tus oder Virgil lesen zu können. Das war dann stets eine wahre Erholung, die mich zu neuen Anstrengungen und Verdrießlichkeiten wieder stärkte. An letzteren fehlte es wahrlich nicht, und es gab täglich nur zu viel Aerger, den man noch dazu meist stillschweigend hinunterschlucken mußte. Mein Amt war mir im höchsten Grade unangenehm, nur mein Pflichtgefühl gegen das Vaterland bestärkte mich in dem Vorsatze, unter allen Umständen darin auszuharren. Wie sehnte ich mich oft nach Ruhe und Frieden und malte mir im Geiste herrlich und prächtig aus, wie schön es sei, wenn das Friedensgeläute von allen Kirchthürmen des heimathlichen Landes ertönte, und unsere Kriegsschaaren, mit den Lorbeeren des Sieges reich geschmückt, wieder heimkehrten. Dann wollte ich mich um eine Lehrerstelle an einer höheren Schule bewerben, und freute mich darauf, in einer Klasse zu stehen und meine lernbegierigen Schüler in die Schönheiten der griechischen und lateinischen Sprache einzuweihen, mit ihnen die alten Classiker zu lesen und ihre leicht empfänglichen, jugendlichen Herzen mit den unvergänglichen Gesetzen der edeln Vaterlandsliebe, geschildert in den schönsten Formen, welche je eines Menschen Feder niederschrieb, zu begei-

stern. Das waren damals gar schöne Träume, wie mir denn überhaupt der Beruf eines Lehrers, je mehr ich darüber nachdachte, immer würdiger und ganz für meine Persönlichkeit geeignet erschien, und ich freute mich, solchen mit voller Lust und Kraft erwählt zu haben.

Vor der Hand war leider freilich eine sehr geringe Aussicht, daß ich bald ein solch friedliches Leben, wie ich es wünschte, führen dürfe. Von allen Seiten drängten 1759 die übermächtigen Schaaren der Feinde abermals gegen unser armes Preußenland. Es war wirklich oft, als ob eine Meute gieriger Jagdhunde sich zusammengerottet hätte, um den stolzen Edelhirsch in grimmiger Wuth anzufallen und trotz seiner muthigen Gegenwehr durch ihre Uebermacht zu zerfleischen.

Zwar wurden die Schweden durch den Grafen Dohna, der jetzt in Pommern befehligte, mit leichter Mühe in Zaum gehalten, aber ein ungleich gefährlicherer und dabei leider auch weit grausamerer Feind brach jetzt mit Macht verheerend in unsere Grenzen ein; dies waren die Russen. Wie diese in allen Theilen des preußischen Staates, welche das Unglück hatten, in ihre Gewalt zu fallen, hausten, war wirklich entsetzlich. Die

Türken und Baschkiren können nicht ärger wüthen, als es oft diese Russen thaten, die sich doch wenigstens dem Namen nach Christen nannten, und niedergebrannte Dörfer, geplünderte Häuser, grausam und oft nur aus wahrer Bestialität gemordete friedliche Einwohner waren überall in nur zu großer Zahl zu finden, wo diese Unholde nur eine Zeit lang gewirthschaftet hatten. Es war wirklich oft, als ob ein neuer Attila mit seinen Hunnen, der, Alles mit Feuer und Schwert verwüstend, als eine wahre Geißel Gottes angesehen werden konnte, in unser Land eingebrochen sei.

Der General Graf Dohna, der sich als ein sehr tüchtiger Kriegsmann bisher bewiesen hatte, erhielt von dem Könige nun Befehl, den Generalmajor von Kleist mit 6000 Mann den Schweden gegenüber stehen zu lassen, und dann mit seinen übrigen Truppen den Russen, die unter den beiden Generälen Soltikof und Grafen Fermor langsam anmarschirt kamen, entgegenzurücken.

Der Umstand, daß ich als der französischen Sprache sehr mächtig bekannt war, verschaffte mir den unangenehmen Auftrag, den Grafen Dohna zu begleiten, um mit für die Verpflegung

seines Heeres Sorge tragen zu helfen. Es war nämlich der Befehl des Königs, daß wir, wo möglich, über die Oder gehen und nach Polen einrücken sollten, um dort die Russen in die Flanke zu fassen, während der König selbst, mit seinem Heere aus Schlesien kommend, sie von vorn angreifen wollte.

Da in Polen die Edelleute zwar durchweg der französischen, aber fast niemals der deutschen Sprache mächtig sind, so wünschte man, daß möglichst viele Beamte, die gewandt französisch sprechen und schreiben konnten, das Dohna'sche Corps begleiten sollten.

So kam ich denn gegen Wunsch und Willen wieder mitten in das wildeste Kriegsgetümmel hinein. Es war ein in jeder Hinsicht höchst unangenehmer und beschwerlicher Zug, den wir machten, und selten habe ich mich in meinem ganzen Leben so unbehaglich gefühlt, als während dieser Zeit. Dazu kam, daß Graf Dohna seiner vielen Wunden wegen, die ihm große Schmerzen verursachten, immer in der schlechtesten Laune war, und ich gar oft die heftigsten Vorwürfe von ihm erhielt, welche ich natürlich schweigend einstecken mußte, obgleich ich selbst fühlte, daß ich sie nicht im mindesten verdient

hatte, denn so viel ich nur irgendwie vermochte, suchte ich meine Obliegenheiten zu erfüllen, und war Tag und Nacht fast thätig.

Da die Gesundheit des Grafen Dohna zuletzt zu schwach wurde, so mußte er nothgedrungen das Heer verlassen, und der Generallieutenant von Wedel übernahm den Oberbefehl, wodurch ich wenigstens für meine Person eine etwas bessere Behandlung erhielt.

Je weiter wir nun vorrückten, desto ärmlicher wurde das Land und desto schwieriger hielt es, die Verpflegung für die Truppen zu beschaffen. Und als wir nun gar in die Gegend kamen, wo früher schon Russen gestanden hatten, die langsam vor uns sich wieder zurückzogen, da sah Alles aus, als sei ein Heuschreckenschwarm alldort eingefallen, und habe alles rattenkahl gefressen.

Die Dörfer waren niedergebrannt, die unglücklichen Bewohner, die nicht getödtet oder durch Hunger und Seuchen erlegen waren, hatten sich in die Wälder geflüchtet und lebten dort wie die wilden Thiere von Beeren und Kräutern. Da war denn freilich auch für unsere Truppen nichts zu holen, und die Soldaten mußten von dem Fleisch der aus Hunger und

Mattigkeit gefallenen Pferde leben und sich dazu eine Suppe aus Kohl, Gras und halbreifem Getreide oder Obst und Beeren, und was noch sonst auf den Bäumen und Feldern zu finden war, kochen.

Solch ein Essen schmeckte selbstverständlich äußerst schlecht, doch der Hunger trieb es schon hinunter, und es war doch besser wie nichts, da es wenigstens den Magen füllte, wenn auch sonst weiter nicht viel Kräfte gab. Und welche Scenen des Elends bekamen wir dabei leider nur zu häufig zu sehen. So entsinne ich mich auch, daß ich einst unter der Escorte einer Schwadron Husaren des Malachowsky'schen Regimentes ausgeritten war, um zu sehen, ob wir in einem großen Dorfe, das vor uns lag, nicht noch wenigstens einige Lebensmittel würden auftreiben können.

Es war uns bekannt, daß Kosaken hier schon in der Nähe herumschweiften, und so war die größte Vorsicht geboten. Zwar hielten die Kosaken im freien Felde niemals die Angriffe der preußischen Husaren aus, und eine einzige Schwadron jagte oft Tausende dieser greulichen Kerle auseinander, aber in heimlichen Ueberfällen waren sie oft sehr gewandt und schlau,

so daß die einzelnen Patrouillen und Vorposten sich stets vor ihren Anfällen in Acht nehmen mußten. Darin hatten es unsere Truppen den Schweden gegenüber, welche, so viel mir wenigstens bekannt wurde, niemals auch nur den geringsten Ueberfall versuchten, doch weit besser.

Wir mochten wohl noch eine Viertelstunde von dem Dorfe entfernt sein, als einer der Husaren von der Avantgarde im vollen Galopp zurückgejagt kam. Vor sich auf dem Sattel hielt er aber einen kleinen Knaben von fünf bis sechs Jahren, der fast ganz unbekleidet war und laut schluchzte.

Das Kind war den Husaren entgegengelaufen und bat sie unter lautem Weinen und Schluchzen, doch ja recht schnell in das Dorf zu reiten und seinen Vater zu befreien, der von den Kosaken halbtodt geprügelt wurde. So hatte der Korporal, welcher die Avantgarde befehligte, den einen Husaren mit dem Kinde zu dem Rittmeister zurückgesandt, damit dieser so schnell als möglich die Meldung hiervon erhielte.

Der Knabe, der für sein Alter schon recht verständig zu sein schien, erzählte nun dem Rittmeister, dabei oft von heftigem Weinen unter-

brochen, daß plötzlich ein ganzer Haufen von Kosaken auf den Hof seines Vaters, der Pastor im Dorfe sei, angeritten gekommen. Die Kerle waren nun gleich in das Haus gedrungen, raubten und zerstörten Alles und mißhandelten den Vater und die Mutter auf die grausamste Art, so daß sie laut geschrieen hätten. Der Knabe war aus dem Fenster gesprungen und fortgelaufen, um wo möglich Hülfe zu holen, und hatte glücklicher Weise hierbei unsere Husaren angetroffen.

Sowie der Rittmeister der Schwadron, ein alter Officier, diese Nachricht aus dem Knaben herausgefragt hatte, drehte er einigemal wie nachdenkend seinen langen eisgrauen Schnauzbart, und sagte dann: „Den Kerlen soll die Kreuzschockschwerenoth auf den Leib fahren, und wir wollen ihnen die Lust zum Plündern schon gründlich austreiben." Er befahl nun einem Cornet, mit fünfundzwanzig Husaren so schnell wie möglich auf einem Feldwege halb links um das Dorf herum zu reiten, und so den Kosaken in den Rücken zu kommen, während die übrige Mannschaft der Schwadron geradezu von vorn einrücken mußte. Obgleich es nun eigentlich nicht zu meinem Berufe gehörte, an den Gefech-

ten der Husaren persönlich Antheil zu nehmen, so zog ich doch den Säbel, den ich um meinen Civilrock gegürtet trug, lockerte die Pistolen im Holfter und folgte den Husaren in vollem Galopp nach. Als wir in das Dorf einritten, kamen plötzlich eine Menge Kosaken taumelnd aus allen Häusern herausgelaufen, welche ganz oder halb betrunken waren, und wollten eiligst auf ihre an den Zäunen angebundenen Pferde steigen. Diese Kerle hatten Branntwein im Dorfe gefunden, worauf alle Kosaken so gierig, wie die Fliegen auf den Syrup, sind, und sich nun der Sauferei so sehr ergeben, daß sie selbst die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln versäumt und nicht einmal Vorposten ausgestellt hatten. Das war aber ihr Unglück. Wie die Racheengel, mit blitzenden Schwertern sausten unsere Husaren zwischen die Haufen der betrunkenen Kosaken, die theilweise zwar Widerstand versuchen, größtentheils aber sich flüchten wollten, und ihre Säbel hieben sogleich viele zusammen, ohne daß wir, außer einigen leicht Verwundeten, einen Verlust dabei erlitten. Inzwischen war der Cornet mit seinen Husaren nun auch von der andern Seite in das Dorf gedrungen, und so wurden die Kerle denn umzingelt, daß es nur

Einzelnen gelang, sich zu Fuß zu retten. Bei dieser Gelegenheit mußte ich zum ersten Male in diesem Kriege meine Pistole zur Selbstvertheidigung gebrauchen. Ein baumlanger Kosak, mit großem Fuchsbart in seinem von Branntwein gerötheten Gesicht, der mir wohl ansehen mochte, daß ich gerade nicht sonderlich zu den Fechtern gehörte, kam mit einem lauten Fluche auf mich zugerannt und wollte mir seine Pike durch den Leib stoßen. Mir blieb nichts Anderes übrig, als eiligst eine Pistole auf den Kerl abzufeuern, und da ihn die Kugel in die Brust getroffen hatte, so stürzte er augenblicklich zusammen und ein dicker Blutstrahl strömte aus der Wunde. Zwar war es nur Nothwehr, daß ich dies gethan hatte, allein trotzdem war mir der Gedanke fürchterlich, daß ein Mensch jetzt durch meine Hand getödtet sein solle. Es peinigte mich dies förmlich, und als ich später erfuhr, daß dieser Kosak nicht gestorben, sondern nur verwundet war, fiel es mir wie centnerschwer von der Brust. Ich nahm mich des Verwundeten nach besten Kräften an, pflegte ihn möglichst und litt lieber selbst oft den empfindlichsten Mangel, wenn es ihm nur nicht an dem Nothwendigsten gebrach. Als dieser Kosak end-

lich vollständig geheilt entlassen wurde — denn diese Kerle haben eine ungemein zähe Natur und können schon etwas aushalten, war ich sehr froh und schenkte ihm noch zum Abschied zwei ganze Thaler, so knapp es auch sonst in meiner Kasse aussah, worauf er mir demüthig die Füße küßte, wie es so die Sitte dieser Halbwilden ist. Es mag sein, daß den Soldaten von Handwerk das Tödten der Feinde zuletzt so zur Gewohnheit wird, daß sie sich nicht mehr daraus machen, einen Menschen zusammen zu schießen oder zu hauen, als wenn ein Jägersmann Hasen todt schießt, allein mein Geschmack wäre ein solch blutdürstiger Beruf nun einmal nicht, und ich preise meinen Schöpfer, daß ich ein friedlicher Mann der Wissenschaften, und kein rauher Kriegsheld geworden bin.

Als unsere Husaren im Dorfe den größten Theil der Kosaken zusammengehauen oder gefangen genommen hatten und die anderen so eilig davonliefen, als sei der leibhaftige Teufel ihnen auf der Ferse, eilten wir in das Pfarrhaus. Wie schrecklich sah es aber dort aus! Noch jetzt, nach langen Jahren, kann ich den Anblick, der sich mir daselbst darbot, nicht ganz vergessen. Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Mann,

war mit beiden Händen an die Thüre gebunden, die Kleider hingen ihm zerrissen vom Leibe und sein ganzer Rücken war eine blutende Fleischmasse, aus der das Blut schwarz herunterlief, so arg hatten ihn die Kosaken mit ihren Kantschuhen zerhauen. Alles Haus- und Zimmergeräth war verwüstet, und die Bibliothek des Pfarrers aus rohem Muthwillen gänzlich zerstört. Noch schlimmer aber war es der Frau des Pastors und den beiden Hausmägden ergangen. Alle lagen, an Händen und Füßen gebunden, mit abgerissenen Kleidern auf den Betten, und die Scheusale hatten ihnen Gewalt angethan, um ihre thierischen Triebe befriedigen zu können. Die arme Pastorfrau soll, wie ich später erfuhr, an den Folgen dieser brutalen Mißhandlungen gestorben sein. Auf solche empörende Weise hausten die Russen, und besonders die Kosaken, damals in nur zu vielen Orten unseres Landes. Ich bin von Natur gewiß kein grausamer und rachsüchtiger Mensch, aber als unser Rittmeister damals, empört über den Vandalismus der Kosaken in diesem Dorfe, einige von unseren Gefangenen gehörig durchkarbatschen ließ, daß sie laut aufheulten, und den Kosaken-Hetman, der noch grob sein wollte, mit der flachen Klinge

über sein Maul hieb, daß ihm die Zähne wackelten, und ihn dann später auch nicht als Officier, sondern nur als einen gemeinen Gefangenen behandelte, freute ich mich doch sehr darüber.

Wir erbeuteten bei dieser Gelegenheit über hundert Kosakenpferde, von denen ich ein gutes Reitpferd erhielt, und machten viele Gefangene. Später nahmen unsere Husaren noch einen ansehnlichen Transport Brotwagen und Schlachtvieh den Russen ab, so daß wir mit den Erfolgen unseres Streifzuges schon zufrieden sein konnten.

Ein ziemlich heftiges Gefecht hatten unsere Truppen am 23. Juli unweit Züllichow an der Oder. Ich selbst war über eine Meile vom Schlachtfelde entfernt, bei der Bagage des Heeres. Wir waren Alle in der gespanntesten Erwartung über den Ausgang des Kampfes und hofften dringend auf einen Sieg, der uns aber leider nicht zu Theil wurde. Die Uebermacht der Russen war zu groß, und obgleich unsere braven Truppen dreimal vorgingen, wobei der Generalmajor von Wobersnow, ein sehr muthiger Kriegsheld, den Soldatentod fand, so wollte es doch nicht gelingen, die Feinde vom Schlachtfelde zu vertreiben. Während unsere regulären Truppen vorn kämpf=

ten, hatte ein starker Haufen Kosaken einen Umweg gemacht und wollte unsere Bagage angreifen. Es entstand auch große Angst und Verwirrung daselbst, und besonders die Marketender-Weiber und was wir sonst noch Alles von derartigem Volke bei uns hatten, erhoben ein Zetergeschrei, als wenn sie schon an den Spießen der Kosaken steckten. Der Commandant der Bagage, ein alter Major, verlor aber den Kopf keinen Augenblick. Er ließ die Lagerwache, die bewaffneten Troßknechte und alle Männer, die sonst nur irgendwie die Waffen tragen konnten, eiligst in Reih' und Glied treten und gegen die Kosaken vorgehen. Als diese nun sahen, daß sie unser Lager doch nicht ohne einen harten Kampf würden erobern können, kehrten sie sogleich wieder um, wie das nun einmal die Gewohnheit dieser Kerle war, die niemals einen ernsthaften Angriff auf unsere Truppen zu unternehmen wagten.

Wenn unsere Soldaten nun auch nicht an diesem Tage den Sieg zu erringen vermochten, so konnten doch auch die Russen nicht vorwärts kommen, und schon am andern Tage vermochte der General von Wedel trotzdem den Uebergang über die Oder zu unternehmen. Ich selbst blieb jetzt aber zurück und ging nicht mit über die

Oder, sondern hatte die Zusammenbringung von Lebensmitteln und deren Nachsendung an unser Heer zu besorgen. Es fehlte dabei oft an dem Nothwendigsten, und wir mußten mitunter den armen, ohnehin so sehr geplagten Landeseinwohnern die letzte Kuh aus dem Stalle ziehen lassen, um unsere Soldaten wenigstens einigermaßen mit Fleisch zu versehen. Wie mir bei dieser Härte oft das Herz blutete, kann ich gar nicht sagen, und mag überhaupt an diese schreckliche Zeit nur ungern zurückdenken. Allein es half nichts, die Noth kennt kein Gebot, und unsere Soldaten durften nicht verhungern und mußten wenigstens einigermaßen zu essen bekommen, wenn sie sich schlagen und das Vaterland vom Feinde retten sollten.

Leider traf uns jetzt noch die Schreckenskunde von dem Verluste der großen, blutigen Schlacht bei Kunersdorf, die unser König Friedrich gegen die bedeutende Uebermacht der vereinigten russisch-österreichischen Armee geschlagen und nach dem hartnäckigsten Ringen, das einen ganzen langen Sommertag bis in die sinkende Nacht dauerte, verloren hatte. Es war ein furchtbarer Schlag für uns Alle, als wir die Nachricht erhielten, daß die Kunersdorfer Schlacht vollständig ver-

loren sei. So schlimm wie zu dieser Zeit hatte es noch niemals um unser Preußenland gestanden, und es gehörte damals wirklich ein starker Geist und ein unerschütterlicher Glaube an Gottes Beistand und unseres großen Königs Talent dazu, um nicht alle Hoffnung für des Vaterlandes Rettung zu verlieren. Selbst alte, erprobte Officiere, die gewiß nicht mit den Augen gezuckt hätten, wenn sie in das heftigste Batteriefeuer hineinreiten mußten, sah ich wie die Kinder weinen, als sie den Verlust der Kunersdorfer Schlacht und das große Mißgeschick, das unser Heer getroffen hatte, erfuhren. Doch nur kurze Zeit dauerte diese allgemeine Bestürzung, und als wir erst hörten, daß der König mit seinem geschlagenen Heer sich in der besten Ordnung zurückgezogen habe, und die Feinde nicht einmal gewagt, ihn zu verfolgen, weil ihre Furcht vor seiner Kraft trotz seiner augenblicklichen Niederlage dies verhinderte, da stieg auch unsere Zuversicht wieder, und wir hofften zuletzt doch noch auf einen glücklichen Ausgang dieses Riesenkampfes.

Es war ein Glück, daß zwischen den Russen und den Oesterreichern stets eine sehr starke Uneinigkeit herrschte, und die russischen Generale weder den österreichischen, noch diese gar den

russischen gehorchen wollten. So ward ein gemeinsames Operiren stets verhindert, die beiderseitigen Heere unterstützten sich nicht hinreichend, und dadurch gelang es unserem König, der stets auf das gewandteste operirte, und gleich gegen das Ende des Feldzuges wieder feste Stellungen einnahm, daß sich die Feinde eigentlich keiner besonderen Resultate rühmen konnten. So war dies am Ende des Feldzuges von 1759 auch wieder der Fall, und trotz ihrer zeitweiligen Siege konnten sich die Feinde im Großen und Ganzen doch keiner besonderen Vortheile rühmen, und mußten eigentlich alles Terrain, welches sie schon erobert hatten, schließlich doch wieder räumen.

Auch die Schweden hatten bei uns in Pommern, trotz ihrer großen Uebermacht, und obgleich sie in dem General von Lantinghausen einen neuen Oberbefehlshaber erhalten hatten, zuletzt doch nicht viel ausgerichtet. Der Generalmajor von Kleist hatte mit seinen sechstausend Mann das gesammte schwedische Kriegsheer vollkommen in Schach gehalten, und unsere preußischen Streifcorps waren mitunter weit in den Rücken der Feinde eingedrungen und hatten dort reiche Beute gemacht.

Meine Geschäfte gingen während des Winters

von 1759 auf 1760 und auch im Frühjahr 1760 wieder ihren alten Gang. Es galt stets neue Anforderungen an die hart mitgenommene Bevölkerung zu richten, und die Lieferungen und immer wieder Lieferungen von allen möglichen Gegenständen wollten gar kein Ende nehmen. Mit vereinzelten Ausnahmen trafen wir Beamten, die damit beauftragt waren, fast niemals auf Widersetzlichkeiten, sondern, im Gegentheil, die Leute gaben oft ihren letzten Groschen aus der Tasche und ihren letzten Scheffel Korn vom Boden her, damit es den Truppen nicht am Nöthigsten fehle. Leider ward die Erschöpfung der Bevölkerung zuletzt nur zu groß, und ging dies noch einige Jahre so fort, so war das so wohlhabende Pommern zuletzt fast nur von Bettlern bewohnt.

Im Jahre 1760 erhielt ich den Auftrag, mich nach der Festung Colberg zu begeben, um für deren Verproviantirung mit Sorge tragen zu helfen. Ein starkes russisches Heer von 12,000 Mann unter dem General Demidoff war abermals gegen Colberg in Anmarsch, und so stand die Belagerung dieser wichtigen Festung in Aussicht.

Colberg selbst war als Festung eigentlich nicht sehr stark, und die Wälle und Gräben dazu

nicht in der allerbesten Ordnung. Es hatte aber einen trefflichen Commandanten in der Person des alten Obersten von Heyden, welcher ein Officier von allergrößter Tapferkeit war, und sich in dieser schweren Zeit der Belagerung so recht an seinem Platze zeigte.

„So lange mir das Hemd nicht auf dem Leibe brennt, ein Stein in Colberg noch auf dem andern steht, und meine Soldaten noch ein Stücklein Kommißbrod zum Essen und eine Patrone zum Feuern in der Tasche haben, übergebe ich die mir vom Könige anvertraute Festung auch nicht," sagte der alte Heyden stets, wenn ihn die russischen Parlamentäre zur Uebergabe drängten.

Dazu war die Garnison eine tüchtige, und wenn die Soldaten auch größtentheils zu den Garnisonregimentern und zur Landmiliz gehörten, so wurden sie doch von muthigen Officieren befehligt.

Es waren in den letzten Jahren eine Menge halbinvalide Officiere, deren Kräfte nicht mehr ausreichten, um die furchtbaren Strapazen bei Tag und Nacht in den Feldregimentern ertragen zu können, zu den Garnisonsregimentern versetzt worden, und so war deren Officierscorps

jetzt ein ungleich besseres geworden, als früher, wo es oft nicht in dem allerbesten Ruf gestanden haben soll, der Fall sein mochte.

Was aber auch sehr viel dazu beitrug, daß die Russen trotz ihrer wiederholten Belagerungen in diesem Kriege die Festung Colberg nicht erobern konnten, war das wackere Benehmen der gesammten Bürgerschaft der Stadt. Die Colberger Bürger waren zwar im Allgemeinen nicht sehr gebildet, und dabei etwas grob im Auftreten sowie auch ungehobelt in ihrem Benehmen, aber ein tüchtiges, recht kernfestes Geschlecht und hauptsächlich von dem besten Patriotismus erfüllt. Sie hielten es für ihre Ehrenpflicht, Alles, was in ihren Kräften stand, auch daran zu setzen, daß keine Feinde sich ihrer Stadt bemächtigen konnten, und kein Opfer dünkte ihnen für diesen Zweck zu schwer.

So müssen auch die alten Römer und Spartaner oft gedacht und gehandelt haben, und wenn diese auch den Colbergern vielleicht an Feinheit der Sitten und blühender Eloquenz weit überlegen gewesen sein mögen, so waren sie doch schwerlich von aufopfernderer Vaterlandsliebe beseelt.

Ich freue mich jetzt noch immer darüber, daß

es mir vergönnt war, während dieser Belagerung in der Festung Colberg gewesen zu sein, denn wenn auch diese Zeit schwer und reich an Entbehrungen und Gefahren aller Art war, so konnte man doch auch gerade aus ihr einen Schatz der trefflichsten Erinnerungen für das ganze Leben sammeln. Es that Einem wohl, diese erhebenden Beispiele von echtem Bürgersinn eben bei der Bevölkerung einer kleinen pommerschen Landstadt in so hervorragender Weise zu finden.

Wie ich nach Colberg kam, fand ich meine gute Mutter schon so altersschwach und matt, daß sie schwerlich noch längere Zeit leben konnte. Gar manche schwere Schicksalsprüfungen und besonders das Verschwinden meines Bruders Theodor, von dem wir eine directe Nachricht niemals wieder erhalten — obgleich durch Schiffernachrichten das freilich sehr unverbürgte Gerücht einmal nach Colberg gekommen war, daß er in Westindien lebe und es ihm gut gehen solle —, hatten sie während ihres langen Lebens hart getroffen und ihre Kraft mitgenommen. Dazu kam die Sorge der Kriegsjahre, welche über jede Familie, und somit auch über meine Mutter, so viel Unheil brachten. Mit ihrer Schule hatte

es in der letzten Zeit auch nicht mehr gehen wollen, theils weil kaum ihre Kräfte dazu ausreichten, theils aber auch, weil die Noth unter den Bewohnern von Colberg so groß zu werden anfing, daß sie kein Geld mehr, und wenn dies auch noch so wenig war, für den Schulunterricht ihrer Kinder verausgaben konnten. Auch die Gaben an Lebensmitteln, welche meine Mutter früher von den benachbarten Rittergütern und den wohlhabenden Bauern des Dorfes, in dem mein seliger Vater Prediger gewesen war, erhalten hatte, waren in den letzten Jahren natürlich fast gänzlich ausgeblieben. Hatten die Leute ja selbst nichts zu essen und wußten oft kaum, wie sie ihre eigenen Familien nur halbwegs satt machen sollten. So hatte meine alte Mutter denn in den letzten Jahren recht kümmerlich gelebt und sich oft auf das äußerste eingeschränkt, um nur soeben durchzukommen. Theilte sie doch darin ein gleiches Schicksal mit weit über der Hälfte aller Bewohner des Landes.

Es war selbstverständlich, daß ich meine liebe Mutter, so viel als mir dies nur irgend möglich war, zu unterstützen suchte, allein ich hatte so wenig, daß ich selbst beim besten Willen nicht

allzu viel davon abgeben konnte. Theils war der Gehalt, welchen ich empfing, auch nur sehr gering, theils aber erhielt ich solchen sehr unregelmäßig, und sah oft in manchen Monaten keinen Groschen, weil die öffentlichen Kassen häufig so leer waren, daß man sie hätte umstürzen können, ohne daß nur ein Thaler herausgefallen wäre.

So blieben wir Beamten oft drei bis vier Monate im Rückstand mit unserem Gehalte, und daß wir Alles, was wir eigentlich bekommen sollten, auch zur bestimmten Zeit richtig empfingen, geschah während des ganzen Krieges niemals.

Da mein vieles Reisen im Lande hin und her mir auch bei der größten Einschränkung stets baares Geld kostete, so zeigte mein Beutel leider auch nur gewöhnlich eine zu große Leere, und wenn ich meiner Mutter ein paar Thaler schicken wollte, so mußte ich mir solche oft mühsam zusammensparen und zum Abendessen nur trockenes Kommißbrod nehmen, um sie zu bekommen. Doch wie gern that ich dies immer!

Ein anderes Ereigniß, das sich in der letzten Zeit in unserer Familie zugetragen hatte, machte meiner Mutter ebenfalls den schwersten

Kummer. Ich habe früher in dieser Chronik schon niedergeschrieben, daß meine Schwester von Jugend auf in der von Wedel'schen Familie erzogen war und sich zuletzt daselbst so eingelebt hatte, daß sie wie ein Kind des Hauses betrachtet wurde. Dadurch hatte sie vornehmere Sitten angenommen, als solche für ein einfaches, unbemitteltes Bürgermädchen sich eignen, und wenn sie hie und da meine Mutter in immer längeren Zwischenräumen einmal besuchte, so soll sie sich stets ungemüthlich daselbst gefühlt und ihr Näschen über die Aermlichkeit des mütterlichen Haushaltes etwas gerümpft haben. Freilich, wie in dem Schooße einer reichen adeligen Familie konnte es in dem Häuslein einer armen Pfarrerswittwe nicht zugehen.

Ich selbst hatte meine Schwester in so langen Jahren nicht mehr gesehen, daß ich sie kaum mehr kannte. Nur in den letzten Jahren, seit ich als Secretarius bei der Verpflegungs-Commission der pommerschen Ritterschaft fungirte und viel in Pommern umher reiste, hatte ich sie einigemal in der von Wedel'schen Familie, bei der sie sich noch immer aufhielt, besucht. Sie war ein auffallend schönes, sehr lebendiges junges Mädchen und hatte ganz die

Manieren eines Edelfräuleins angenommen, so daß man sie eher für die Tochter einer Grafen-familie, als die eines armen Landpastors hätte halten können.

Zwischen uns Beiden wollte sich in den paar Tagen, in welchen wir uns sahen, doch kein so recht inniges Verhältniß, wie solches eigent-lich zwischen Familienglieder herrschen soll, ein-stellen. Wir waren uns dazu theils doch zu entfremdet worden, theils aber auch in allen un-seren Sitten, Lebensgewohnheiten und Ansichten zu verschieden. Meine Schwester war mir zu eitel, zu vornehm, und legte viel zu großen Werth auf Glanz, Rang und die äußeren Freu-den dieser Welt, während ich, umgekehrt, ihr lange nicht vornehm und gewandt, und viel zu einfach und bürgerlich schlicht in meinem ganzen Benehmen erscheinen mochte.

Wo eine solche Verschiedenheit, sowohl im Auftreten, wie auch in den Ansichten des Lebens, zwischen zwei Geschwistern herrscht, da wird sich diese Kluft trotz aller gegenseitigen Freundlich-keit doch nicht so leicht überbrücken lassen, daß ein angenehmer persönlicher Verkehr statt-finden könnte.

Nun hatte es sich während des Winters von

1759—60 ereignet, daß ein vornehmer russischer Oberst, Fürst Gagarin, aus einem der angesehensten Fürstengeschlechter Rußlands, verwundet auf dem von Wedel'schen Gute, wo meine Schwester verweilte, zurückgeblieben war. Meine Schwester hatte sich der Pflege des Fürsten, der ein sehr stattlicher und auch äußerlich liebenswürdiger Mann gewesen sein soll, besonders angenommen, und dieser war von ihrer Schönheit und ihren sonstigen Vorzügen zuletzt so hingerissen worden, daß er ihr bei seiner Abreise seine Hand anbot und sie zu seiner Gemahlin erheben wollte.

Wie ich später von der alten Frau von Wedel erfuhr, hat es dem Fürsten lange Kämpfe gekostet, bis er zu diesem Entschluß gekommen war. Er soll anfänglich gehofft haben, daß meine Schwester ihn so als Geliebte begleiten würde, und hat dieser eine Summe von 100,000 Rubel gerichtlich verschreiben wollen, wenn sie dies gethan hätte. Glücklicher Weise hat meine Schwester doch noch zu viel Ehre und Stolz besessen, um nicht solchen verächtlichen Antrag mit großer Entrüstung zurückzuweisen, und so ist dem Fürsten, der, wie man zu sagen pflegt, bis über die Ohren in ihre Schönheit und Liebens-

würdigkeit verliebt gewesen sein soll, zuletzt nichts Anderes übrig geblieben, als ihr den Rang seiner wirklichen Gemahlin anzubieten.

So etwas ist nun ganz nach dem Geschmack meiner Schwester gewesen, die sich in ihrem hochfahrenden Sinn den Rang einer vornehmen und reichen Fürstin schon lange gewünscht haben mochte.

Als sie diese Nachricht meiner Mutter mittheilte, beschwor diese sie in einem langen, eindringlichen Briefe, wie solchen nur die innigste Mutterliebe schreiben kann, von einer so unpassenden Verbindung zurückzutreten. Sie schilderte ihr, daß eine Ehe zwischen zwei Personen, die an Rang und Stand so verschieden wären, wie ein russischer Fürst und eine pommersche Pastorstochter, fast niemals eine glückliche Ehe sein werde, und nur bei gleichen Verhältnissen auch für die Dauer ein wahres eheliches Glück gehofft werden könne. Ferner machte meine Mutter meine Schwester darauf aufmerksam, daß sie ja den Charakter des augenblicklich in sie verliebten Fürsten viel zu wenig kenne, um ihm das Glück ihres ganzen Lebens anvertrauen zu können. Die Verhältnisse in Rußland sollten sehr unsicher sein, und sie habe auch mit dem Wider-

stand und dem Stolz der ganzen Familie des Fürsten, die sie, als eine Unebenbürtige und dazu noch Fremde, gewiß äußerst unfreundlich aufnehmen würden, harte Kämpfe zu bestehen.

Auch ich, dem diese Nachricht in Stettin mitgetheilt wurde, erschrak sehr darüber und schrieb meiner Schwester einen langen ernstlichen Brief, in dem ich ihr die Bedeutung des Schrittes, den sie jetzt thun wollte. so recht eindringlich an das Herz zu legen suchte; dabei bat ich sie auf das inständigste, doch wenigstens die Verheirathung mit dem Fürsten Gagarin noch auf ein Jahr hinausschieben zu wollen, um zu prüfen, ob dessen Liebe wirklich echt und von Bestand, nicht blos ein flüchtiger Sinnenrausch, der bald wieder vergehe und dann nur Unglück und Elend in seinem Gefolge habe, sei.

Alle diese Briefe waren, wie ich gleich anfänglich nur zu sehr befürchtete, vollständig vergeblich gewesen. Sei es, daß meine Schwester den Fürsten wirklich liebte, oder daß nur dessen Rang und Reichthum sie verlockten, sie antwortete mir gar nicht, erklärte meiner Mutter aber ganz kurz und etwas verletzt, daß ihr Entschluß fest stehe, und sie dem Fürsten Gagarin unter allen Umständen ihre Hand reichen werde.

So war sie denn in Begleitung der alten Frau von Wedel, die, wie ich später erfuhr, diese ganze Heirath sehr begünstigt haben soll, im Mai 1760 nach Danzig gereist, und hatte dort dem Fürsten Gagarin ihre Hand als seine rechtmäßige Gemahlin gereicht. Um dies aber thun zu können, war sie vorher feierlich und öffentlich von der evangelischen Kirche zu der griechisch-katholischen übergetreten.

Es war dies ein Schritt, der meine Mutter wie auch mich natürlich auf das tiefste betrübte, doch enthalte ich mich hier in dieser Chronik absichtlich jeglichen Urtheiles darüber, denn so etwas muß ein Jeder mit seinem eigenen Gewissen abmachen.

So viel weiß ich jedoch für meine Person, daß mich keine Macht der Erde und weder Rang noch Reichthum dazu bewegen sollten, der Religion meiner Väter abtrünnig zu werden und meinen theuern lutherischen Glauben mit einem andern zu vertauschen.

Da der Fürst Gagarin, seiner Blessur wegen, nicht mehr im russischen Heere fortdienen konnte, so war er sogleich nach seiner Hochzeit mit seiner jungen Frau in das südliche

Rußland, wo er große Besitzungen hatte, abgereist.

Ueber die späteren Schicksale meiner Schwester werde ich mich in unserer Chronik noch ausführlicher aussprechen.

Meine alte Mutter empfand über diese anscheinend so glänzende und doch in Wahrheit unglückliche Verheirathung meiner Schwester den tiefsten Kummer, und ich bin überzeugt, daß die dadurch hervorgerufene Gemüthsbewegung viel dazu beigetragen hat, sie auf das Krankenlager, von dem sie nicht wieder aufstehen sollte, zu werfen. Gerade an dem Tage, als die russischen Geschütze die erste Bombe nach Colberg warfen, hauchte sie, in ihren Gott ergeben, ihre Seele aus. Meine Thränen flossen reichlich auf ihrem Grabe, und doch mußte ich unserem Schöpfer dafür danken, daß er die arme schwache, kränkliche Frau in dieser Zeit der Trübsal und Noth von unserer Erdenwelt abgerufen, und sie nicht mehr die Schrecknisse und Drangsale der Belagerung hatte erdulden lassen.

In dem Krankenstübchen meiner Mutter sah ich ein hübsches Mädchen, die in ihrer vollen Jugendblüthe stand und durch ihr ganzes Wesen sogleich einen besondern Eindruck auf mich machte.

Es war das kleine blonde Kind, das mir vor Jahren schon so gut gefallen hatte, wie ich in einem früheren Kapitel dieser Chronik bereits bemerkte, und das inzwischen zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war. Ihr Fleiß, ihr sittsam bescheidenes Wesen und die treue Sorgsamkeit, mit der sie meine Mutter, ihre frühere Lehrerin, pflegte, gewann ihr bald meine Zuneigung im höchsten Grade. Zwar war mein Herz über den vor drei Jahren erfolgten Tod meiner geliebten Braut noch immer sehr betrübt; allein ich konnte doch nicht umhin, das junge Mädchen allmählich mit immer größerem Interesse anzusehen und mich ihr zu nähern, wenn sich nur irgend eine Gelegenheit dazu bot. Aus diesem Gefühle wurde dann, wie es so geht, allmählich eine wahre und tiefe Liebe, die glücklicher Weise und zum Heile meines ganzen ferneren Lebens nicht unerwiedert blieb. So schloß ich denn mitten in den Schrecknissen der Belagerung und umtobt von dem Donner der Kanonen die Verlobung mit meiner jetzigen lieben guten Frau, und muß diesen Tag als einen der glücklichsten meines Lebens, der mir noch niemals Kummer, hingegen aber Tausende wahrhaft froher Stunden bereitete, preisen. Des Herrn Wege sind

oft wunderbar, und ich muß seine Gnade täglich aus vollem Herzen dankend anerkennen, daß er mir eine so herzensliebe, brave Frau, den höchsten Schatz, den ich besitze, bescheert hat.

Und welche Schrecknisse herrschten an dem Tage, als ich mich verlobte, gerade in Colberg! Die Russen hatten eine Batterie, die mit den allerschwersten Geschützen besetzt war, eröffnet und schütteten einen wahren Hagel von Bomben und Granaten in die Stadt, welche dem Untergange geweiht zu sein schien. Zwar hatten auf Befehl des Commandanten, Oberst von Heyden, alle Dächer der Häuser mit Mist und Erde hoch bedeckt werden müssen, damit die feindlichen Geschosse nicht so leicht durchschlagen sollten, aber dennoch geschah dies nur zu häufig. Da schlugen denn die schweren Bomben durch die Böden der nur leicht gebauten Häuser bis in die untersten Etagen, zerschmetterten das Geräth in den Zimmern und tödteten oder verwundeten beim Zerspringen durch ihre weithin umherfliegenden Stücke viele Einwohner jeden Alters und Geschlechts. Die meisten Familien hatten sich in die Keller ihrer Häuser geflüchtet und harrten da in Angst und Schrecken der kommenden Dinge, und wenn nicht die dringendste Pflicht es gebot,

so verließ Niemand diese Schlupfwinkel auch nur einen Augenblick.

Ich hatte damals in Colberg außer den Obliegenheiten an den Magazinen auch die Verwaltung eines Lazareths über mir; so durfte ich denn freilich die Gefahr nicht scheuen und mußte mich mitten im heftigsten feindlichen Bombardement dahin begeben, wo die Pflicht meine Anwesenheit gebot. Der Weg durch die Straßen nach dem Lazarethe hin war aber wirklich grausig. In der Luft sausten die schweren Bomben mit ihrem rauschenden Fluge, und wenn sie auf die Dächer schlugen oder auf die Straße fielen und platzten, so gab dies ein Getöse, daß auch der Muthigste, wenn er nicht gerade ein Kriegsmann von Handwerk war, davor erschrecken konnte; dazwischen pfiffen und zischten die Granaten, prasselten die Steine von den Dächern, hörte man das Schmerzensgeschrei der vielen Verwundeten, welche getroffen zusammenstürzten, oder es drang auch aus den Kellerluken das Jammern und Wehegeschrei der dort eng zusammengedrängt sitzenden Flüchtlinge hervor; kurz, es war ein so grausiges Concert, wie ich solches niemals gehört hatte und auch nimmer wieder in meinem Leben zu hören hoffe.

Mitten in all' diesem Grausen und Schrecken und dieser von allen Seiten drohenden Gefahr, die nur beherzte Männer sich auf die Straßen wagen ließ, sah ich zu meiner großen Verwunderung plötzlich meine jetzige Frau mit eiligen Schritten über den Marktplatz von Colberg gehen, am Arm einen großen Korb tragend. Ich eilte auf sie zu und frug mit der ängstlichsten Sorge, weshalb sie sich nicht auch in einen sichern Keller geflüchtet und jetzt dieser Gefahr so muthig ausgesetzt habe. Mit einer frommen Zuversicht antwortete sie mir aber, sie stehe überall in Gottes Hand, ohne dessen Willen ja kein Sperling vom Dache fallen dürfe, und habe diesen Gang nothwendig unternehmen müssen, um einer armen Wöchnerin, die hülflos und verlassen daliege, einige nöthige Erquickungsmittel zu bringen. Es war natürlich, daß ich mich der Jungfrau auf diesem gefährlichen Gange zum Begleiter anbot, wenn ich sie auch freilich dabei vor Bomben und Kugeln nicht schützen konnte. Dieser gemeinschaftlich nun unternommene Weg und das Theilen einer Gefahr hatte uns aber schneller näher gebracht, als es sonst vielleicht der Fall gewesen sein möchte, und auf der Hausflur des Hauses, in welchem die Wöchnerin lag, hielt ich

um ihre Hand an und umarmte sie nach empfangenem Jawort als ein glücklicher Bräutigam. Ich habe meine jetzige liebe Frau später noch oft mit unserer unter Bomben und Granaten geschlossenen Verlobung geneckt.

Die Festung Colberg wurde aber nicht blos von einem starken russischen Heer auf der Landseite belagert, sondern eine zahlreiche russische Kriegsflotte unter dem Admiral Mischakof erschien vor dem Hafen und beschoß auch von dort aus die Stadt.

So hatten wir denn von allen Seiten Feinde über Feinde zu bekämpfen, und es gehörte wirklich eine feste Zuversicht dazu, um nicht den Muth zu verlieren. Aber unser alter wackere Heyden besaß auch solche. Er hatte sich ein Lager in einer Kasematte aufschlagen lassen, um ja dem gefährdetsten Theile des Walles nahe zu sein, und schlief nun alle Nächte unausgekleidet, in seiner Uniform daselbst. Sobald irgendwie eine Gefahr drohte, war er gewiß auf den Beinen, und mitten in dem heftigsten Kugelregen, wenn es so recht um ihn her krachte und donnerte, hat man ihn oft stehen sehen, seine kleine Tabakspfeife mit einem schon ganz schwarzgerauchten Kopf im Munde, den Dampf mit gewaltigen

Zügen vor sich passend, und so ruhig seine Befehle ertheilend, als ginge ihm das ganze Bombardement weiter nichts an, und als wären es nur lose Schneeballen und keine gewichtigen Bomben, welche um ihn herum fielen. Solch' Beispiel wirkte ermunternd auf die ganze Besatzung, und selbst gemeine Soldaten verrichteten Thaten der Tapferkeit, wie solche die Spartaner unter dem Helden Leonidas auch nicht ruhmvoller gezeigt haben können.

Unter den Bürgern zeichnete sich besonders auch der alte Bürgerworthalter und Braumeister Nettelbeck, dessen Sohn Joachim ich früher als Schüler Privatunterricht gegeben hatte, durch seinen Patriotismus aus. Er war so ein würdiger Bürger von altem Schrot und Korn, und stets unermüdlich mit Rath und That bei der Hand, wenn es galt, das Wohl seiner Vaterstadt zu fördern und Unheil von ihr abzuwenden. Solche Männer gereichen stets jedem Stande zur Zierde, und ich habe mich immer sehr gefreut, wenn ich ihnen auf meinem Lebenswege begegnete und ihnen recht herzlich die Hand drücken konnte, mochte diese von der Arbeit auch noch so gehärtet sein. Auch über meinen früheren Zögling, den Joachim Nettelbeck, den Sohn des alten Brauers,

den ich jetzt in Colberg wiederfand, freute ich mich sehr. Er war ein Seemann geworden, wie dies ja stets seine Neigung gewesen, und ein so hübscher, stattlicher, kräftiger Matrose, wie nur je einer auf einem preußischen Schiffe geschwommen hat. Zufällig war er gerade in Königsberg gewesen, als er gehört, daß Colberg abermals von den Russen besetzt werden solle, und hatte sich, von Liebe zu seiner Vaterstadt geleitet, nun eiligst dahin begeben, um dort, so viel er vermochte, Dienste zu leisten. Durch Joachim Nettelbeck's Beispiel ermuntert, hatten sich einige dreißig bis vierzig alte und junge Seefahrer zusammengethan und eine eigene Feuerlöschcompagnie gebildet. Sowie nun Häuser durch die feindlichen Bomben in Brand geschossen waren, und leider geschah dies nur zu oft, sammelte sich diese freiwillige Compagnie der Seeleute und eilte nun zum Löschen dahin, unbekümmert um alle Gefahr und um die Kugeln, die sie dabei oft von allen Seiten umsausten und einige von ihnen tödteten. Da die Seeleute sehr gewandt im Klettern und dabei kaltblütig und geübt sind, auf ein gemeinsames Commando zu arbeiten, so gelang es ihnen gewöhnlich, diese Feuersbrunst

im Entstehen wieder zu löschen und dadurch ihre Vaterstadt vor größerem Unglück zu bewahren.

Auch sonst freute ich mich häufig über das gewandte und dabei offenherzige und frische Benehmen des jungen Joachim Nettelbeck, und war stolz darauf, daß Pommern solche Söhne in seinem Bürgerstande besaß.

Am 29. August hatten die russischen Batterien zuerst ihr Feuer auf Colberg eröffnet, und am 18. September geschah die so dringend von uns gewünschte Entsetzung durch preußische Truppen. Schon wiederholt hatte sich früher das Gerücht verbreitet gehabt, daß preußische Truppen in Anmarsch seien; allein leider war dies immer nicht eingetroffen. Wir hatten uns zwar dann auf die Gallerie des Kirchthurmes begeben, um ja eine recht freie Uebersicht zu haben, und die Seeleute hatten ihre Ferngläser mitgenommen; allein so sehr wir dann auch nach allen Seiten hin schauten und schauten, unsere lieben Blauröcke wollten sich in der Ferne immer noch nicht sehen lassen. Endlich am 18. September Mittags war der junge Joachim Nettelbeck, der gewandt wie ein Eichkätzchen war und Augen wie ein Falke hatte, hoch oben bis fast an den Knopf des Thurmes, wohin kaum ein Mensch gelangen

konnte, geklettert und hatte hier mehrere Stunden lang, unbeweglich nach Süden sehend, gesessen. Gegen drei Uhr Nachmittags fing er plötzlich an, mit einem weißen Tuche zu wehen, was das verabredete Zeichen war, daß er wirklich preußische Truppen anrücken sehe. Es sammelte sich nun sogleich das Volk auf dem Platze vor der Kirche, und es entstand eine allgemeine freudige Bewegung, obgleich Viele es anfänglich noch immer nicht recht glauben wollten, daß dies preußische Truppen wären, welche Nettelbeck mit seinem Handkieker aus so weiter Entfernung erkannt hätte. Mehrere Schiffscapitäne erkletterten nun mit ihren Ferngläsern ebenfalls den Thurm und bestätigten bald die Nachricht von Nettelbeck. Gegen fünf Uhr Nachmittags konnte man auch aus der Glockenstube des Thurmes und aus mehreren freigelegenen Giebelfenstern von Wohnhäusern ganz deutlich starke Colonnen von unseren Truppen, die in Anmarsch waren, erkennen. Sowie diese Nachricht sich allgemein verbreitet hatte, strömte das Volk, wie von selbst dazu getrieben, in die Kirche, so daß diese bald ganz gedrängt voll ward, und da ich von Halle her gelernt hatte, ein wenig die Orgel zu spielen, so bestieg ich das Orgelchor und ließ die Melodie

des schönen alten Liedes: „Herr Gott, Dich loben wir!“ auf der Orgel durch die Kirche brausen, und mit vollem andächtigen Gesang stimmten alle Anwesenden hierin ein. Dieser von selbst entstandene Lobgesang in der Kirche war allgemein von so großer Wirkung, daß vielen Leuten die Thränen in die Augen traten und sie diese Stunde gewiß niemals wieder in ihrem Leben vergessen haben.

Wir waren noch nicht aus der Kirche heraus, so drang schon der Kanonendonner, mit dem die preußischen Truppen sogleich das Gefecht mit den Russen eröffnet hatten, in unsere Ohren. Immer heftiger ward nun das Gefecht, und so faßte der alte Oberst von Heyden einen Entschluß, der seiner würdig war. Er sammelte an Fünzehnhundert der Zuverlässigsten von seinen Besatzungstruppen und unternahm damit unter persönlicher Anführung einen kräftigen Ausfall gegen die Russen, um somit dem preußischen Ersatzcorps zu Hülfe zu kommen. Solche Energie von beiden Seiten erschreckte denn die russischen Befehlshaber so sehr, daß sie noch an demselben Abend die ganze Belagerung aufgaben und alle ihre Werke, mit Zurücklassung des meisten schweren Belagerungsgeschützes, welches sie so schnell

nicht hatten mit fortbringen können, räumten. Die Infanterie schiffte sich so eilig als möglich auf die Flotte ein, und die wenige russische Kavallerie ritt schnell nordwärts ab. Hinter ihr drein folgten aber sogleich die unermüdlichen preußischen Husaren. Noch an demselben Abend wurden die Thore von Colberg geöffnet, und ein Theil der preußischen Truppen, die uns entsetzt hatten, hielt seinen Einzug. Das war ein Jubeln und ein Frohlocken auf den Straßen und in den Häusern, wie ich solches noch niemals erlebt hatte! Alle ängstlichen Leute, die theilweise seit Wochen nicht mehr aus den hintersten Winkeln ihrer Keller hervorgekommen waren, krochen jetzt heraus auf die Straßen, um Gottes freie Luft wieder einmal in voller Sicherheit einathmen zu können, und wenn auch in den meisten Familien nur noch geringe Vorräthe von Lebensmitteln waren, so opferte Jeder an dem heutigen Abend gewiß das Beste, was er noch an Speise und Trank besaß, um unsere braven Befreier nach Möglichkeit zu erquicken. Es war dazu eine schöne, helle und milde Mondscheinnacht, und so dauerte das muntere Treiben auf den Straßen und das Singen und Trinken und Schmausen fast die ganze Nacht hindurch. Meine theure Braut

am Arm, wandelte ich im frohen Gefühl der Sicherheit, wie wir solches schon seit längerer Zeit nicht mehr gekannt hatten, ebenfalls durch die belebten Straßen, und ein inniges Dankgefühl gegen Gott den Lenker aller Heerschaaren, daß seine Gnade uns auch diesmal wieder aus so großer Bedrängniß gerettet hatte, beseelte unsere Herzen.

Am andern Tage schon mit Tagesanbruch strömte halb Colberg hinaus, um die verlassenen Werke der Russen zu besehen. Es wurden noch ansehnliche Vorräthe von Mehl, Grütze, Brot und auch Salzfleisch daselbst gefunden, und solche auf Befehl des menschenfreundlichen Oberst von Heyden an die ärmeren Bewohner von Colberg, die ohnehin kaum noch etwas zu leben hatten, vertheilt. Auch einige dreißig schwere Belagerungsgeschütze und eine große Menge von Munition aller Art wurden in den Werken der Russen gefunden. Ferner machten unsere Truppen noch viele gemeine russische Soldaten und auch mehrere Officiere, die sich zuletzt Alle einen solchen Rausch angetrunken hatten, daß sie in völliger Betäubung in den Werken umherlagen, zu Gefangenen.

Die preußischen Truppen, denen Colberg diese

glückliche Entsetzung zur rechten Zeit verdankte, standen unter dem Befehl des Generalmajors von Werner, eines anerkannt tüchtigen Generals. Erst am 6. September war derselbe von Glogau abmarschirt, und hatte somit in zehn Tagen einen Marsch von über vierzig Meilen zurückgelegt; so groß war der Eifer gewesen, uns zu helfen. Diese Hülfe kam aber gerade zur rechten Zeit, denn selbst bei dem größten Muthe unseres Commandanten, des Oberst von Heyden, und der Ausdauer der Garnison wie der Bürgerschaft hätte die Festung Colberg sich nicht mehr lange zu halten vermocht. Es fehlte nämlich — wie wir jetzt erst erfuhren, denn bis dahin war mit Recht ein sehr strenges Geheimniß darüber bewahrt worden — sehr an Munition für unser Wallgeschütz, und es konnten durchschnittlich auf jede Kanone nicht viel mehr als zehn Schüsse noch gerechnet werden. Wenn aber Pulver und Blei erst zu mangeln beginnen, so muß sich eine Festung doch zuletzt nothgedrungen ergeben. So verdanken wir es der Energie, mit welcher der General von Werner seinen Eilmarsch unternahm, daß dies nicht geschah und Colberg sich während des ganzen Krieges die unbefleckte Ehre seiner Uneinnehmbarkeit zu behaupten wußte.

Zu Ehren des Oberst von Heyden ward eine große goldene Denkmünze geprägt. Auf der einen Seite dieser Denkmünze sah man die Stadt Colberg unter der Andromeda Bildniß am Meere sitzen, während Perseus sie gegen ein Ungethüm, welches mit weit geöffnetem Schlund aus den Fluthen aufsteigen will, mit gezücktem Schwerte vertheidigt. Darunter standen die Worte: „Res Similis fictae“ und die Jahreszahl: „Colberg MDCCLX.“ Auf der andern Seite dieser großen Denkmünze war das wohlgetroffene Brustbildniß des Oberst von Heyden mit der Inschrift: „Henricus Sigismundus von der Heide. Colbergae Defensor.“ Der General von Werner erhielt eine gleiche Denkmünze: auf der einen Seite ebenfalls mit Perseus und Andromeda, auf der andern Seite aber mit seinem Bildniß und den Worten: „Paulus de Werner, Colbergae Liberator.“

Diese Denkmünzen, welche die Thaten ruhmvoller Vorfahren verewigen sollen, müssen doch ein kostbarer Schatz für jede Familie sein, welche so glücklich ist, solche in ihrem Besitze zu haben. Was kann den Sinn junger Leute wohl mehr erheben und sie zu dem Bestreben anregen, nun auch mit allen ihren Kräften danach zu ringen, ihrer Familie die höchste Ehre zu machen, als

wenn sie derartige seltene Ehrenzeugnisse ihrer Familie sehen.

Bald nach der Befreiung von Colberg führte mich auch meine Pflicht wieder von dort, obgleich ich noch sehr gern in dieser mir stets so werthen Stadt geblieben wäre, die ja jetzt auch den theuersten Schatz, den ich auf Erden besaß, meine vielgeliebte Braut, umschloß. Allein es ging nicht, der Dienst mußte allem Andern vorgehen, und so schloß ich meine Braut noch einmal fest an das Herz und ritt Mitte October wieder fort. Wir hatten zwar einen so häufigen Briefwechsel, als nur irgend möglich war, verabredet, allein bei der damaligen Unsicherheit des Postverkehrs vergingen doch mitunter mehrere Wochen, ohne daß wir uns Nachricht geben konnten.

Ich ward jetzt dem von Werner'schen Corps beigegeben, um dessen Verpflegung zu ordnen, und marschirte nun mit demselben über Stettin nach Vorpommern, um von dort die Schweden wieder zu vertreiben, was auch bald geschehen war. Aus Vorpommern ging es dann im November in Eilmärschen wieder nach Hinterpommern zurück, wo inzwischen abermals die Russen eingedrungen waren, die unsere Husaren jedoch eben so bald wieder verjagten.



So konnte ich denn vor Ende December 1760 nicht wieder nach Stettin zurückkehren, um mein gewöhnliches Wintergeschäft, das Ordnen der Rechnungen, zu beginnen.

Ich kann gar nicht sagen, wie sehr mir dies stete Umherziehen mißbehagte, und wie dringend ich mich besonders jetzt, wo ich eine geliebte Braut mein eigen nennen durfte, nach einer eigenen trauten Häuslichkeit, und wenn diese auch noch so bescheiden wäre, sehnte.

3.

Der General von Belling. Der Junker von Blücher in dem von Belling'schen Husarenregiment. Der Feldzug gegen die Schweden in Mecklenburg. Das schöne Bürgermädchen in Rostock. Der Friedensschluß mit den Russen. Meine Begleitung des von Belling'schen Corps als Kriegscommissarius. Der Feldzug von 1762 in Sachsen. Der Friedensschluß. Meine Anstellung als Lehrer am Gymnasium zu Stargard. Meine Verheirathung.

Im Frühling 1761 ward ich dem Corps des Generals von Belling zugetheilt, um hier die Verpflegung der Truppen besorgen zu helfen. Ich hatte mich allmählich in den vier Jahren nun schon so in mein neues Geschäft eingearbeitet, daß ich für einen ganz gewandten Kriegscommissär gelten konnte und der Herzog von Bevern in Stettin mir wiederholt den Antrag machte, ich solle mich jetzt in dieser Branche anstellen lassen, wo ich dann mit der Zeit eine gute Stelle

als Oberkriegscommissär erhalten würde. Um keinen Preis hätte ich dies aber thun mögen, denn meine jetzigen Geschäfte waren mir oft so unangenehm, daß ich mich gewaltsam zusammennehmen mußte, um sie mit derjenigen Ordnung und Pünktlichkeit, wie meine Pflicht dies gebot, versehen zu können. So lange freilich der Krieg dauerte, und unser Preußenland von Feinden bedroht war, sah ich selbst ein, daß es für das Allgemeine ungleich nützlicher sei, wenn ich mit allem Eifer thätig war, daß unsere Soldaten ihre gehörige Bekleidung und Nahrung erhielten, und bei diesen Lieferungen die Truppen nicht so abscheulich betrogen wurden, wie dies von gewissenlosen Leuten noch viel zu häufig geschah, als daß ich mit den Gymnasiasten die griechischen und lateinischen Classiker las; aber wenn der goldene Friede einst seine segensreichen Fittiche ausbreitete, hoffte ich auch wieder in die Schulstube zurückzukehren.

Ich habe wenige hohe Officiere kennen gelernt, für welche ich eine solche Verehrung hegte, als für den Obersten und nachherigen General von Belling. Er war nicht nur ein muthiger Husarengeneral, der es verstand, mit seinem kleinen Corps die weit überlegene schwedische Streitmacht

so in Schach zu halten, daß sie uns eigentlich gar keinen Schaden zufügen konnte, sondern außerdem auch ein wahrer Ehrenmann und dabei gebildet und human im Denken und Handeln, und diese Vorzüge konnte man leider nicht immer allen unseren preußischen Kriegshelden nachrühmen. Was mir den General von Belling noch besonders werth machte, war seine tiefe und wahre Frömmigkeit.

Es ist eine nur zu traurige Wahrheit, daß unser große König Friedrich, kein recht frommer Christ war und von dem ruchlosen Franzosen Voltaire und anderen derartigen Schurken, die bei all' ihrem Witz und ihrer Gelehrsamkeit hinsichtlich ihrer Moralität recht verächtliche Subjecte waren, Manches gelernt hatte, was alle guten Preußen mit vollem Rechte betrüben mußte. Solch übles Beispiel unsers Monarchen fand öfter hie und da traurige Nachahmung bei vielen Officieren der Armee. Es gab manche Herren darunter, die sich nicht schämten, sogar öffentlich über die Lehren der christlichen Religion zu spotten, und die in erbärmlicher Eitelkeit glaubten, etwas ganz Besonderes vorzustellen, wenn sie sich Philosophen, ja selbst Atheisten nannten. Pfui! über solche Menschen, welche einen derar-

tigen Unglauben nur deshalb zur Schau trugen, weil sie den falschen Wahn hegten, daß solch Gebahren ein vornehmes sei und sie sich dadurch über das gemeine Volk, welches sorgsam an seinem Glauben festhielt und alle Vorschriften unserer Kirche mit Strenge befolgte, erhöben. Glücklicher Weise dachte jedoch eine beträchtliche Zahl von Officieren aller Grade anders, und suchten ihren Ruhm nicht blos darin, wackere Kriegsmänner, sondern auch wahre, strenge Christen zu sein, was sich so gut miteinander vereinigen ließ.

Zu diesen Ehrenmännern gehörte nun auch der General von Belling. Er führte stets ein neues Testament in seinem Mantelsack bei sich, und las jeden Tag, wenn es ihm nur irgendwie die Zeit erlaubte, ein Kapitel daraus. Niemals setzte er sich zu Tisch, ohne laut ein kurzes Gebet zu sprechen, und als sich einst ein fremder Prinz, der in dem preußischen Heere als Major diente, erfrechte, darüber eine spöttische Bemerkung zu äußern, machte ihn der alte Belling so herunter und verwies ihm seinen Unglauben in so scharfen Worten, daß der Prinz vor Scham und Zorn blutroth im Gesicht wurde und den ganzen Tag über kein Wort mehr sprach. Belling

war indeß ein Mann, der Haare auf den Zähnen hatte, und verstand es, die wildesten Burschen unter seinen Husaren durch sein Wort allein im Zaume zu halten und auch einen vorlauten Prinzen in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Was Belling überaus liebte, war, des Abends allein in seinem Zimmer ein ganzes Lied aus dem Gesangbuche mit lauter Stimme zu singen. Er war nicht besonders musikalisch, hatte schlechtes Gehör und sang oft sehr falsch und rauh, und doch machte es auf mich stets einen erhebenden Eindruck, wenn ich hörte, wie der alte tapfere Reitergeneral, der oft den ganzen Tag unermüdlich zu Pferde gesessen und mit seinen Husaren die verwegensten Thaten gegen weit überlegene Feinde ausgeführt hatte, nun am Abend mit langsamen Schritten in seinem Zimmer auf und ab ging und, so laut er nur konnte, mit seiner rauhen Commandostimme ein ganzes Lied des Gesangbuches vortrug.

Auch der berühmte Husarengeneral, der alte Vater Ziethen, der mehr wie einmal unser Heer und damit auch das ganze preußische Vaterland gerettet hat, soll, wie ich zu meiner besondern Freude erfahren habe, ein sehr frommer Christ gewesen sein, der stets eine Bibel in seinem Ge-

päck mit sich führte und wo möglich alle Tage darin gelesen hat.

Bei dem von Belling'schen Husarenregiment diente damals ein junger Junker, Namens von Blücher, der mich besonders interessirte. Er war ein wilder, toller Mensch, dem das Jugendblut feurig in den Adern floß, und dem kein Streich verwegen und keine Lustigkeit toll genug sein konnte, so ungezähmt war seine Kraft. Und bei all' seinen Tollheiten, weshalb ihn der alte von Belling, der ein besonderes Augenmerk auf den Junker von Blücher hatte, unzähligemal derb abkanzelte oder auch wohl in den Arrest schickte, war doch wieder so viel Gutherzigkeit und Natürlichkeit in ihm, daß ihn Jedermann gern hatte und er eigentlich der Liebling des ganzen Regiments war. Besonders die gemeinen Husaren der Schwadron, bei der er stand, gingen für ihren Junker von Blücher durch das Feuer, und wenn er Freiwillige aufrief, um irgend ein verwegenes Reiterstücklein damit auszuführen, fanden sich stets zehn Mann für einen.

Der Junker von Blücher war ein geborener Mecklenburger und hatte früher schon bei den schwedischen Husaren gedient. Bei einem kleinen

Vorpostengefecht war er, damals erst fünfzehn Jahre alt, von einem alten Unterofficier unserer Husaren gefangen genommen und zu dem damaligen Oberst von Belling gebracht worden. Der hatte an dem muntern, beherzten Knaben alsbald solches Wohlgefallen gefunden, daß er ihm den Vorschlag machte, nach geschehener Auswechslung gegen einen schwedischen Cornet von Lagerström, der ebenfalls von uns gefangen war, als Junker in sein Regiment einzutreten. Der von Blücher, der als geborener Mecklenburger weiter keine besondere Vorliebe für die Schweden besitzen konnte und auch bald einsah, daß er bei den preußischen Husaren doch ungleich mehr Kriegsruhm sich erwerben könne, als bei den schwedischen, war auf diesen Vorschlag sehr gern eingegangen und somit in das von Belling'sche Regiment eingetreten.

Wie dies bei den Junkern im Mecklenburgischen zu jener Zeit gewöhnlich der Fall, so war auch von Blücher ganz ohne Erziehung und Bildung aufgewachsen, und konnte kaum nothdürftig lesen und schreiben, obgleich er sonst indeß einen klaren Kopf und hellen Verstand besaß.

Der General von Belling, der sich fortwäh-

rend für ihn interessirte, wünschte dringend, daß sich auch seine Kenntnisse vermehren sollten, und hatte mich daher gebeten, ihm im Winter von 1760—61, und auch später noch, wenn die Zeit es nur einigermaßen gestattete, einigen Privatunterricht zu geben. Ich hatte dies angenommen, und so ward denn der Junker von Blücher in der deutschen Sprache, im Rechnen und in der Geschichte wie auch Geographie mein Schüler. Ich muß aber gestehen, daß, so gern ich den frischen, muntern Jüngling auch sonst leiden mochte, als Schüler jedoch gerade keine besondere Ehre mit ihm einzulegen war. Er lernte zwar leicht und rasch, aber hatte gar keine Lust zum Lernen und zum Stillsitzen über den Büchern, und wußte stets alle möglichen Vorwände zu finden, daß die Stunden ganz fortfielen und er seine Aufgaben nicht zu machen brauchte, so daß er von meinem Unterricht eigentlich nicht allzu viel profitirt hat. Freilich ist eine Kriegszeit auch keine passende Zeit für einen Husarencornet, gründliche Studien zu treiben, und unter anderen, günstigeren Verhältnissen hätte von Blücher sich gewiß bessere Kenntnisse erworben, als nun leider der Fall war. Nun, mag dem immerhin auch so sein, als

Soldat wird er gewiß stets seinen Mann stehen und dem Regimente, bei dem er dient, sicherlich keine Schande, sondern immer nur Ehre machen, davon bin ich fest überzeugt.

Ich habe mich gefreut, daß dieser von Blücher, der jetzt ein stattlicher Rittmeister im von Belling'schen Husarenregiment geworden ist, mir fortwährend ein gütiges Andenken bewahrt und mich stets, wenn er nach Stargard kommt, auf ein Stündlein besucht, um mit mir über die alten Kriegszeiten zu plaudern und eine Flasche Rheinwein zu trinken. Gelernt hat er zwar immer noch verzweifelt wenig, aber er besitzt einen klaren Verstand und eine rasche, gewandte Zunge, und weiß in allen praktischen Dingen stets den Nagel auf den Kopf zu treffen, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt. Dies ist aber bei einem Kriegsmann, der nun einmal kein bloßer Büchergelehrter sein soll und will, am Ende doch die Hauptsache.

Es ist mir überhaupt stets sehr erfreulich, daß so viele Edelleute und Officiere aller Grade und Waffengattungen, mit denen ich von 1757—63 vielfach in Berührung kam, mir auch jetzt noch ein freundliches Andenken bewahrt haben, und wenn sie nach Stargard kommen, mich

in der Regel zu besuchen pflegen. Auch in Briefwechsel stehe ich mit manchen von diesen Herren, und besonders wenn sie einen Hofmeister für ihre Söhne brauchen oder solche später auf irgend einer Schule unterbringen wollen, so wenden sie sich schriftlich an mich, um meinen Rath dabei einzuholen. So viel als möglich gebe ich dann solchen auch immer nach bester Pflicht und Gewissen. Auch auf das Gymnasium in Stargard sind manche Söhne von pommerschen Rittergutsbesitzern und von Officieren meiner Bekanntschaft durch mich gekommen, und ich bemühe mich, das Vertrauen der Eltern, welche sie dahin gesandt hatten, auch möglichst zu rechtfertigen und mich dieser jungen Menschen, so viel ich kann, anzunehmen.

Mit dem Corps des Generals von Belling befand ich mich vielfach in dem Herzogthum Mecklenburg-Schwerin. Der damalige Herzog von Mecklenburg-Schwerin war verblendet genug gewesen, sich den Feinden Preußens anzuschließen, obgleich er sich doch bei nur einiger klarer Einsicht hätte selbst sagen müssen, daß er dann verloren und der Macht unseres Königs widerstandslos auf Gnade und Ungnade überliefert sei.

So ward denn das Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, dessen Herzog sich nun nach Lübeck geflüchtet hatte, von uns Preußen mit vollem Rechte als ein erobertes feindliches Land betrachtet und mußte eben so, wie dies mit dem Churfürstenthum Sachsen der Fall war, für die Thorheit seines Fürsten hart büßen. Wir Preußen schrieben fortwährend Lieferungen über Lieferungen aller Art daselbst aus, und die Kriegscontributionen, welche die Mecklenburger in diesen Jahren zahlen mußten, wollten gar kein Ende nehmen. Es mochte dies für die Betreffenden wohl hart sein; allein es half nichts, unser König brauchte Geld und immer wieder Geld, um allen seinen Feinden in ganz Europa durch volle sieben Jahre hindurch den kräftigsten Widerstand leisten zu können, und mußte daher solches zu nehmen suchen, wo er es nur irgendwie bekommen konnte.

Da mußten denn freilich die wohlhäbigen mecklenburgischen Rittergutsbesitzer, denen ohnehin fast das ganze Land zugehörte, ihre Geldbeutel aufmachen und ein Tausend Thaler Kriegscontribution nach dem andern zahlen.

Ich hatte häufig das gerade nicht sehr erfreuliche Geschäft, diese Summen in Empfang

zu nehmen und darüber zu quittiren. Dabei bekam ich denn freilich zornige Gesichter genug zu sehen und wünschte mir oft die Ohren mit Baumwolle verstopfen zu können, um nur alle die vielen Klagen nicht mit anhören zu müssen. Was konnte ich aber dabei thun, von mir hing es ja nicht ab, diese Contributionen und Lieferungen zu erhöhen oder zu vermindern, sondern ich mußte nur strict ausführen, was mir befohlen ward, und die Gelder oder die Lebensmittel, welche ich eingetrieben hatte, auch richtig abliefern.

Unser König Friedrich hat anfänglich das ganze Herzogthum Mecklenburg-Schwerin für immer mit dem Königreich Preußen vereinigen wollen, was entschieden auch eine sehr weise Maßregel gewesen sein würde, ließ sich aber, ich weiß nicht aus welchem Grunde, hiervon wieder abbringen. Da er nun das Land nicht behalten wollte oder konnte, so suchte er wenigstens dessen Einkünfte möglichst für sich auszubeuten, und es ward erzählt, daß er einst gesagt haben soll: „Mecklenburg ist wie ein Mehlbeutel, je stärker man darauf klopft, desto mehr fällt heraus,“ und so ließ er es denn auch

nicht am Klopfen fehlen, damit nur ja recht viel herausfallen solle.

Wenn nun auch die wohlhabenden ansässigen Mecklenburger, die alle diese vielen Contributionen zahlen mußten, wohl nicht ohne Grund sehr verdrießlich auf die Preußen zu sprechen waren, so hatten wir doch unter der thatendurstigen Jugend sehr viele Anhänger. Es traten von dem Adel viele junge Leute freiwillig als Junker in die preußische Armee ein, um dort Officier zu werden, und besonders die Belling'schen Husaren und die Plettenbergischen Dragoner hatten manche Officiere, die geborene Mecklenburger waren. Aber nicht allein, daß das Land gezwungener Weise viele Rekruten stellen mußte, es ließen sich auch eine Menge kräftiger junger Bauerburschen freiwillig bei den Husaren oder dem von Hordtschen Freibataillon anwerben, wo man sie als sehr kräftige und muthige Soldaten gern nahm. So dienten in dem von Belling'schen Husarenregiment gewiß einige Hundert freiwillige Mecklenburger. Der Grund, warum so viele Bauerburschen sich bei uns anwerben ließen, war der, daß in Mecklenburg das gesammte Landvolk sich noch in der Leibeigenschaft befindet und ganz von der Willkür des Gutsbesitzers abhängig ist. Lie-

ßen sich nun diese Burschen als preußische Soldaten anwerben, so wurden sie dadurch von dieser Leibeigenschaft mit einem Male befreit und konnten nach abgedienter Capitulation, die sie gewöhnlich nur auf fünf Jahre abschlossen, frank und frei sich aufhalten, wo sie wollten.

So entsinne ich mich noch, daß ich einst in Begleitung eines Cornets von den Belling'schen Husaren, der von gewöhnlicher Herkunft war und sich mühsam vom Gemeinen heraufgedient hatte, wie dies bei den Husaren nicht selten geschah, auf dem prächtigen Schlosse eines vornehmen Grafen, nicht weit von dem mecklenburgischen Städtchen Malchin, einquartirt war. Dieser Graf, der überaus hochmüthig und adelsstolz war, hatte uns Beide schon sehr abgeschmackt behandelt und nicht mit an seinem prächtigen Tische sitzen, sondern für uns allein decken lassen, was uns sehr verdroß, obgleich wir freilich uns darüber nicht weiter beschweren konnten. Nun sollte dieser stolze Graf auch sehr hart gegen seine leibeigenen Leute gewesen sein und sie häufig auf eine ungerechte Weise mit Stockschlägen haben bestrafen lassen. Solche Strafe sollte nun auch einige Stunden vor unserer Ankunft an seinem Kutscher, Reitknechte und einigen Ackerknechten

vollzogen worden sein, so daß alle diese Leute noch einen lebhaften Groll gegen ihren harten Herrn hegten. Unter den Husaren unseres Commandos befand sich auch ein geborener Berliner, ein sehr pfiffiger Bursche, der ein recht gewandtes Mundwerk besaß. Der hat nun diesen augenblicklichen Groll der gräflichen Leute dazu zu benutzen gewußt, daß er sie überredete, sich freiwillig bei den Belling'schen Husaren anwerben zu lassen, wo sie dann freie Leute wären und ihren vornehmen Herrn verlassen könnten. Dies hat den Leuten gefallen, und als ich bei dem Cornet zum Abendbrot auf der Stube saß, kamen plötzlich ein gräflicher Kutscher, zwei Reitknechte und fünf Pferdeknechte, lauter hübsche, kräftige Burschen, die alle für den Husaren-Dolman so recht wie geschaffen waren, zu ihm und sagten, daß sie entschlossen seien, als Freiwillige bei den Husaren einzutreten und gegen ein Handgeld von zwei Ducaten eine fünfjährige Capitulation anzunehmen. Gesunde Soldaten konnte unser König gar nicht genug bekommen, denn der Abgang war alljährlich nur zu groß, und so ging der Cornet denn sogleich mit Freuden auf diesen Antrag ein. Er gab den Leuten das Handgeld, nahm ihnen den Handschlag ab, ließ sie Mützen

mit der preußischen Soldatencocarde aufsetzen und trug sie als Rekruten in die Rolle ein, und so waren diese Leute denn innerhalb einer halben Stunde Soldaten des Königs von Preußen geworden. Diese Handlung war kaum vorüber, so kam der Graf, ohne nur vorher anzuklopfen, in das Zimmer des Cornets gestürzt, hochroth vor Wuth und Zorn im Gesicht, und begann ihm in der heftigsten Weise Vorwürfe zu machen, wie er seine Leute habe wohl anwerben können, während er diesen befahl, sich sogleich in den Stall und zu ihrer Arbeit zu scheeren, wenn sie nicht die härteste Strafe erhalten wollten. Der Herr Graf war aber an den Unrechten gekommen. Der Cornet befahl ihm, sofort sein Zimmer zu verlassen, wenn er nicht hinausgeworfen sein wolle, und sagte ihm, daß ein Cornet, der mit Ehren Seiner Majestät dem König von Preußen diene, eben so viel, ja eigentlich noch mehr als der vornehmste mecklenburgische Graf zu bedeuten habe, wenn dieser weiter kein Verdienst besitze, als nur der Sohn seines Vaters zu sein. Den angeworbenen Leuten aber habe er weiter gar nichts zu befehlen, die wären jetzt preußische Soldaten und keine leibeigenen Gutsleute mehr, und der Graf solle ihnen augenblicklich ihren rückständigen Lohn

und was sie noch weiter zu fordern hätten bis auf den letzten Groschen auszahlen, oder er würde eine Execution auf seinem Gute erhalten.

Was sollte unter diesen Umständen der Graf wohl machen? Er mußte nachgeben und das Zimmer des Cornets räumen, denn dieser hätte ihn sonst hinauswerfen lassen; und so hatte er noch den Verdruß zu sehen, daß seine früheren eigenen Leute ihn jetzt verhöhnten und an dem Abend noch einen Theil ihres Handgeldes verjubelten. Solche Scenen kamen damals sehr häufig vor, denn es ließen sich viele Leute aus Mecklenburg freiwillig anwerben, und ihre Herrschaft war darüber dann stets heftig erzürnt.

Bei meiner Begleitung des Belling'schen Corps kam ich auch in die mecklenburgische Universitätsstadt Rostock. Da meine Vorfahren eigentlich aus Rostock stammten, wie unsere Familienchronik zeigte, so hatte es ein besonderes Interesse für mich, diese Stadt einmal zu betreten. Verschiedene Namensvettern von mir lebten daselbst, doch war ich weiter nicht mit ihnen verwandt. Hier in Rostock hatte ich auch ein eigenes Abenteuer. Der Unterofficier von der pommerschen Miliz, welcher bei mir als Schreiber fungirte, war durch einen Sturz mit dem Pferde verunglückt,

so daß er auf viele Monate in ein Lazareth gebracht werden mußte, und so war ich gezwungen, mich nach einem andern Schreiber umzusehen. Da meldete sich denn eines Nachmittags ein hübscher junger Mensch, der zwar sehr zart und schwächlich aussah, dessen Aeußeres mir aber sonst gefiel, und wünschte diese Schreiberstelle anzunehmen. Seine Handschrift, obgleich nicht recht ausgeschrieben aussehend, war gut und zierlich, er schrieb ganz orthographisch und grammatikalisch, verstand zu rechnen, und war auch, wie ich zu meiner besondern Freude erfuhr, der französischen Sprache ziemlich mächtig. Als Legitimation zeigte er mir ein Papier mit einem etwas undeutlich ausgedruckten Siegel, worin er als der Sohn eines armen Landpastors, welcher schon gestorben war, bezeichnet wurde. Der junge Mann gefiel mir recht gut, eine große Auswahl hatte ich nicht, und einen Schreiber brauchte ich nothwendig, zumal wir am nächsten Morgen in aller Frühe Rostock schon wieder verlassen sollten. So engagirte ich ihn denn sogleich und gab ihm auch den Mantel und die Mütze meines früheren Schreibers, obgleich ihm diese Sachen viel zu weit waren, damit er in seinem Studentenröcklein nicht allzu sehr auffallen möge. So fuhr

er denn auf einem Bagagewagen, wo mein Schreiber gewöhnlich seinen Platz hatte, aus den Thoren Rostocks heraus. Ich war in den nächsten Tagen mit dem Fleiße und der Geschicklichkeit dieses Schreibers ganz zufrieden, nur fiel mir sein ängstliches, scheues Wesen, und besonders eine große Blödigkeit im Verkehr mit Männern auf; da ich aber viele Geschäfte hatte, so achtete ich weiter nicht sonderlich darauf und forschte dem Grunde dieses seltsamen Betragens nicht nach. Es mochten nun wohl ungefähr vierzehn Tage vergangen sein, als ich plötzlich aus Rostock den Brief eines wohlhabenden Kaufmanns, bei dem ich in Quartier gelegen, und welcher mich mit großer Gastfreundschaft, wie man solche in Mecklenburg und Pommern so häufig findet, aufgenommen hatte, erhielt, dessen Inhalt mich ungemein in Erstaunen setzte. Dieser Kaufmann schrieb mir nämlich, daß die Tochter eines andern, ihm näher bekannten wohlhabenden Kaufmanns, ein junges hübsches Mädchen, seit einigen Wochen zur größten Bestürzung ihrer Eltern heimlich verschwunden sei. Weitere Nachforschungen hätten ergeben, daß sie mit einem jungen Cornet des Belling'schen Husarenregiments ein heimliches Liebesverhältniß un-

erhalten habe, und nun, um ihren Eltern zu entkommen und mit ihrem Liebhaber häufiger zusammen zu sein, sich als Mann verkleidet und, wie man jetzt erfahren, bei mir als Schreiber verdingt habe. Dieser Brief war mir höchst unangenehm, denn einerseits empörte es mich, daß ein junges Mädchen aus anständiger Familie so weit alle Zucht und Sitte vergessen hatte, um in Männerkleidung in der Welt umherzustreichen, andererseits fürchtete ich, daß man vielleicht sogar glauben könne, ich habe solch' Unwesen begünstigt und es gewußt, daß mein Privatschreiber ein verkleidetes Mädchen aus Rostock sei. In welchem Lichte mußte ich dann allen verständigen und moralischen Menschen, und nun gar meiner geliebten Braut erscheinen. Ich rief nun sogleich meinen Schreiber auf mein Zimmer und reichte ihm schweigend den aus Rostock erhaltenen Brief. Kaum hatte das junge Mädchen, denn ein solches war sie, den Brief gelesen, so fing sie laut zu schluchzen an, warf sich vor mir auf die Kniee und bat mich, ihr zu verzeihen und sie vor Schimpf und Schande zu retten. Ich hielt ihr nun mit ernsten Worten, wie mir solche mein sittlich empörtes Gefühl eingab, die Schwere ihres Vergehens und ihren sträflichen

Leichtsinn vor, und machte sie auf die erschreck-
lichen Folgen aufmerksam, die nur zu wahrschein-
lich entstehen würden, wenn sie nicht auf das
schleunigste umkehre und reumüthig ihre er-
zürnten Eltern um Verzeihung bitte. Daß der
Cornet, ein leichtsinniger junger Edelmann, wel-
cher zwar ein sehr muthiger Officier, leider aber
auch ein höchst sittenloser Mensch war, sie unter
keinen Umständen heirathen würde, ja selbst nicht
dürfe, wenn er dies auch wollte, da der König
ihm entschieden den Heirathsconsens verweigern
werde, sagte ich ihr ebenfalls. Sie würde also
allmählich zur gemeinen Soldatendirne herab-
sinken, und ein Ende voll Schande und Elend
ihr Loos sein. Meine Worte fanden glücklicher
Weise in dem Herzen der schönen Sünderin
Eingang. Sie fühlte das Sträfliche ihrer Hand-
lung und erklärte sogleich, reuevoll nach Rostock
zurückkehren und ihre Eltern um Verzeihung
bitten zu wollen, wenn ich ihr diese Rückkehr er-
möglichen könne. Eine gefallene Seele zu retten,
ist mir stets als ein köstliches Werk erschienen,
und so beschloß ich denn auch sogleich die Rück-
kehr dieses jungen Mädchens zu bewerkstelligen.
Wir lagen gerade in Neu-Brandenburg im Quar-
tier, und da in Rostock noch preußische Truppen

waren, so beschloß ich denn, meine Reuige schleunigst im Geheimen dahin zurück zu senden, um etwaige unangenehme Erörterungen mit dem Cornet zu vermeiden. Ich schloß sie in mein Quartier ein, damit derselbe sie nicht vorher noch sehen sollte, und ging dann zu meiner Wirthin, einer tüchtigen, resoluten Bürgerwittwe. Diese mußte mir gegen Geld und gute Worte einen einfachen Frauenanzug, dann auch eine anständige Begleiterin und einen Miethwagen besorgen. Einen militärischen Paß konnte ich mir leicht verschaffen, und schon an demselben Abend saß mein früherer Schreiber wieder in der Kleidung ihres Geschlechts an der Seite einer geeigneten Reisegefährtin und fuhr gen Rostock. Das junge Mädchen war in Thränen aufgelöst, denn ein allzu freundlicher Empfang mag ihrer wohl von Seiten ihrer mit Recht sehr erzürnten Eltern nicht geharrt haben. Der Cornet gab sich zwar am andern Tage den Anschein, nach seiner plötzlich verschwundenen Geliebten zu forschen, ja hatte sogar die Schamlosigkeit, mich zu fragen, wo mein Schreiber denn so plötzlich geblieben sei; ich gab ihm aber kurz die Antwort, daß ich solchen ohne Weiteres nach Rostock zurückspedirt habe, da ich ihn nicht hätte gebrauchen können,

und drehte ihm dann den Rücken. Er mußte sich eben damit begnügen, da er nicht das mindeste Recht hatte, sich um meinen Schreiber zu bekümmern. Wie ich später erfuhr, ist dies junge Mädchen von ihren Eltern wieder in Gnaden aufgenommen worden und hat einige Jahre nachher einen wohlhabenden Domänenpächter geheirathet, mit dem sie in glücklicher Ehe gelebt haben soll. So konnte ich mir denn auch, freilich nur zu einem sehr geringen Theil, zuschreiben, ein junges Mädchen vor sittlicher Schande und bürgerlichem Elend hienieden mit gerettet zu haben. Der Cornet, der gewissenlose Verführer dieses jungen Mädchens, ist übrigens 1762 in der Schlacht bei Freiberg mit dem Säbel in der Faust beim Anreiten auf eine österreichische Batterie geblieben.

Wir hatten nun noch verschiedene Gefechte mit den Schweden in Mecklenburg und Pommern, und ich selbst wäre einmal fast auf ein Haar von schwedischen Husaren gefangen genommen worden; sehr viel hatte der Krieg hier oben an der Ostsee jedoch nicht mehr zu bedeuten, und man sah es den Schweden an, daß sie der Kriegführung herzlich überdrüssig waren. Ich kehrte im Winter, wie dies gewöhnlich der

Fall war, wieder nach Stettin zurück, um meine Papiere zu ordnen und meine Rechnungen abzuschließen, was stets ein sehr mühseliges und verwickeltes Geschäft war. Trotz des kalten Winters und der fast grundlosen Wege ließ ich mich jedoch nicht abhalten, zu Weihnachten 1761 von Stettin nach Colberg zu reiten, um meine vielgeliebte Braut, die ich nun schon über ein Jahr nicht mehr gesehen hatte, wieder an mein Herz drücken zu können. Obgleich ich ja eigentlich ein Stubengelehrter und ein Mann der Wissenschaften war, so hatte das rauhe Kriegsleben, welches ich, wenn auch eigentlich gegen Wunsch und Neigung, seit mehreren Jahren führen mußte, mich doch schon so weit abgehärtet, daß mir ein Ritt von einigen dreißig Meilen eine Kleinigkeit dünkte. Und nun gar, wenn man solch ein lockendes Ziel vor Augen hat, eine treue, liebe Braut an sein Herz drücken zu können, wie leicht und geringfügig erscheinen dann alle Schwierigkeiten einer solchen Reise. Dazu war der kleine Kosakenhengst, den ich ritt, ein braves, unermüdliches Pferd, welches mich schon sicher durch alle schlechten Wege tragen konnte, und so erreichte ich denn auch mein altes, liebes Colberg, das jetzt den größten Schatz, den ich auf Erden mein nennen

konnte, in seinen treuen Mauern barg, ohne weitere Unfälle. Ich verlebte vierzehn glückliche Tage im Hause der Eltern meiner Braut, welche wohlhabende Bürgersleute dort waren, wenn man in dieser schweren Kriegszeit überhaupt in Pommern, ja ganz Preußen von Wohlhabenheit sprechen konnte, und klepperte dann, freilich mit ungleich schwererem Herzen, wieder nach Stettin zu meinen Acten und Rechnungen zurück.

Das neue Jahr sollte ganz Preußen, und nun gar Pommern, aber eine eben so große wie allgemeine Freude bringen, nämlich den Frieden, den unser König endlich mit den Russen schloß. Dadurch wurden wir hier an der Ostsee unsere mächtigsten und gefährlichsten Feinde, die uns zu Wasser wie zu Lande weitaus den meisten Schaden zugefügt hatten, endlich los. Unsere arme Provinz Pommern, die so unendlich gelitten hatte, konnte jetzt endlich daran denken, wenigstens den Anfang zu machen, sich zu erholen, zumal auch die Schweden nicht mehr aus dem ihnen gehörenden Theil von Schwedisch-Pommern herausgingen und ein schwacher Cordon, der größtentheils von Landmiliz-Truppen gezogen wurde, vollkommen gegen sie genügte. Das war nun eine allgemeine Freude in allen Ortschaften, denn

mit vollem Rechte durften wir nun endlich hoffen, daß ein allgemeiner Friede, nach welchem das gesammte pommersche Volk sich so dringend sehnte, jetzt bald erfolgen würde.

Da unser große König jetzt hier an der Ostsee weiter nicht viel Truppen mehr gebrauchte, so konnte er die Regimenter, die bisher hier gefochten hatten, ebenfalls gegen die Oesterreicher und Chursachsen, diese alten, unversöhnlichen Feinde der Preußen, verwenden. War Friedrich der Große bisher von dieser ganzen Coalition nicht besiegt worden, so durfte er auch wohl mit Recht hoffen, jetzt mit dem Rest seiner Feinde bald fertig werden zu können. So erhielt denn auch der General von Belling den Befehl, mit seinem Husarenregiment, welches jetzt aus zehn starken Schwadronen bestand, und einigen anderen leichten Truppen, die unter seinem Commando standen, aus Pommern und Mecklenburg fort nach Sachsen zu marschiren. Es war der besondere Wunsch des Generals von Belling, daß ich ihn als Kriegscommissar auf diesem Zuge begleiten solle, und da sein Vertrauen mich so sehr ehrte, und ich diesem wahrhaft verdienstvollen Kriegshelden gern möglichst gefällig sein wollte, so nahm ich diesen Posten auch an, obgleich mir

sonst das Amt selbst, wie auch das stete Umherziehen im Kriegsgetümmel, im höchsten Grade unangenehm war.

So zogen wir denn zuerst nach Sachsen, und ich konnte Halle, Leipzig und Altenburg, Orte, an die ich so viele Erinnerungen hatte, wiedersehen. In Halle besuchte ich auch das Grab meiner ersten Braut und und richtete dort ein stilles Gebet an Gott den Herrn, der mir durch ihren Tod zwar so viel genommen, aber auch durch den Besitz meiner jetzigen theuern Braut in seiner Gnade so Vieles wiedergegeben hatte. Auch die Plätze an der Saale Strand, wo ich mit der jetzt Verklärten einst in froher Jugendliebe zusammen gewandelt und so manche glückliche Stunde verlebt hatte, besuchte ich jetzt mit wehmüthiger Rückerinnerung. Es war mir ganz eigen um das Herz, als ich diesmal aus Halle, dieser alten, trauten Stadt, wieder hinausritt.

In Leipzig erfreute mich das Wiedersehen meines alten lieben Professor Gellert, dieses Mannes, dem ich so Vieles verdankte, ganz ungemein, und die leider nur wenigen Stunden, welche ich jetzt in seinem Umgange verleben konnte, gewährten mir einen seltenen Genuß. Die schweren Jahre, welche Gellert jetzt in Leip-

zig mitten in dem wildesten Kriegsgetümmel hatte verleben müssen, hatten ihn gar hart körperlich wie geistig niedergedrückt, ohne jedoch die fast kindlich frohe Zufriedenheit seines Gemüths und das fromme Gottvertrauen, welches er als kostbaren Schatz in so seltener Weise besaß, ihm geraubt zu haben. In vieler Hinsicht mußte Gellert in diesem Kriege jetzt mehr als manche andere Menschen leiden. Er war ein sehr guter, loyaler Sachse, der mit alt angestammter Treue an seinem Churfürsten von Sachsen hing, was ich im Allgemeinen auch nur sehr loben konnte, obgleich gerade dieser erbärmliche Churfürst August und sein ränkevoller Minister, der Graf Brühl, der ihn gänzlich beherrschte, es nicht verdient hatten, daß ein so seltener Mann wie Gellert, der in jeder Hinsicht hoch über solchen Menschen stand, sich nur im allermindesten für sie interessirte. So schmerzte nun Gellert das Unglück, welches das Churfürstenthum Sachsen traf, und die nothgedrungene Entfernung des Churfürsten, der sich immer noch in Warschau aufhielt, nicht wenig, und er hat gewiß in seiner einsamen Studirstube manche bittere Thräne deshalb geweint. Auf der andern Seite war er aber wieder ein viel zu klarer Kopf und unterrichteter Mann, um die

Größe unseres Königs Friedrich nicht anzuerkennen und vollkommen einzusehen, wie hoch dieser in jeder Hinsicht über einem Churfürsten von Sachsen und allen anderen Regenten jener Zeit stände. Er erkannte, daß unserem Könige dieser Krieg von seinen zahlreichen Feinden jetzt gewaltsam aufgedrungen sei, und daß unser Preußenland den Kampf um das Recht, die Freiheit und den Fortschritt gegen Verdummung und Geisteszwang, wie solche stets von den österreichischen Kaisern ausgeübt wurden, jetzt führe. Er sah ein, daß Preußen siegen müsse, wenn der Fortschritt in Deutschland siegen solle, und daß unser Untergang zugleich auch der Untergang der deutschen Bildung und der Sieg der römischen Pfaffenherrschaft sein werde. So mußte der Professor Gellert trotz all' seines sächsischen Loyalitätsgefühls doch zuletzt Friedrich dem Großen den Sieg in diesem Kriege wünschen, und in gleichem Fall befanden sich fast alle geistig aufgeklärten, wirklich selbstständig nachdenkenden Bewohner des Churfürstenthums Sachsens. Es muß dies oft recht traurige Gefühle in den Herzen dieser wackeren Leute erregt haben, und ich freute mich dabei doppelt, daß mich das Schicksal als Preuße hatte geboren werden lassen, so daß ich zugleich als

Unterthan und auch als selbstständig nachdenkender Mann aus vollem Herzen meinem König den Sieg wünschen und Alles, was nur irgendwie in meinen geringen Kräften stand, dafür mitwirken lassen konnte.

In seinem häuslichen Umgang war Gellert wie immer von der größten Liebenswürdigkeit, und in seinem Urtheile über alle Personen so mild und nachsichtsvoll, wie dies nur ein Mann von seiner außerordentlichen Herzensgüte sein konnte.

Der Abschied von diesem seltenen Mann that mir ganz unendlich wehe, denn es war gleichsam, als sage mir eine innere Stimme, daß ich ihn jetzt zum letzten Mal in diesem Erdenleben sehen sollte. Als ich ihm daher, der mir das Geleit bis zur Hausthür gegeben hatte, noch recht herzlich die Hand drückte und mich dann auf mein ungeduldig scharrendes Rößlein schwang, traten mir fast die Thränen in die Augen. Vor mir her zog aber eine Schwadron unserer schwarzen Belling'schen Husaren, und die Leute sangen ein so lustiges Kriegslied und marschirten so unbekümmert und sorglos allen neuen Gefahren entgegen, daß auch mich bald wieder eine frischere Stimmung ergriff.

Der General von Belling unternahm nun mit seinen leichten Truppen einen Streifzug weit in das Fränkische hinein bis nach Bamberg und Würzburg, um alle diese kleinen Reichsfürsten, die noch immer keinen Frieden geben wollten, obgleich ihre Contingente bei jeder Gelegenheit von unseren Soldaten rasch und vollständig geschlagen wurden, verdientermaßen zu züchtigen.

Es waren blühende, von der Natur reich gesegnete Länder, durch welche wir zogen, und ich bekam jetzt Gegenden zu sehen, wie ich in der Art sie so schön noch niemals gesehen hatte. Auch hatte der Krieg in allen diesen Landschaften noch lang nicht so arg gehaust, als in der Mark Brandenburg, Pommern, Schlesien, Chursachsen und Mecklenburg leider schon seit Jahren der Fall gewesen war, und die Quartiere waren daher ungleich besser und die Verpflegung reichlicher, als wir dies seit längerer Zeit gewohnt waren. Auch die Kriegscontributionen waren leichter einzutreiben, und wenn auch die feisten Domherren und Prälaten in allen den vielen geistlichen Stiften, denen wir hier unsere unwillkommenen Besuche abstatteten, nicht wenig seufzten und mir mit ihren dicken, rothen Vollmondsgesichtern

oft verzweifelt grimmige Fratzen schnitten, sobald sie die langen Rollen mit Kronenthalern, welche ich einzukassiren strengen Befehl hatte, aufstapeln mußten, so sah ich doch, daß solche Zahlungen die Leute noch nicht arm machten und sie nicht ihr Letztes hinzugeben brauchten, wie dies in unseren armen norddeutschen Gegenden, die der Krieg schon so gänzlich ausgesogen hatte, nur zu oft der Fall war.

Trotz aller dieser Vorzüge möchte ich doch in allen diesen süddeutschen Gegenden, und nun gar in den genannten Erzbisthümern und Bisthümern, nun und nimmermehr für immer leben. Es wehte dort eine ganz andere, uns völlig fremde Luft, und ich weiß nicht recht, woher es kam, ich konnte mich dort nicht so heimisch fühlen, als dies doch in Chursachsen stets der Fall gewesen ist. Auch das streng-katholische Wesen im Bambergischen und Würzburgischen, dann die vielen kräftigen Gestalten, die ich dort überall in Mönchskutten umherlaufen und ein wahres Faulenzerleben führen sah, wollten mir nun ganz und gar nicht gefallen.

Die meisten Mönche, mit denen ich mich schon der Neuheit wegen besonders viel unterhielt, waren geistig gänzlich unwissende, dumme

Menschen, die ihre lateinischen Gebete mechanisch herplapperten und nur ihre faulen Bäuche pflegten. Mitunter traf ich übrigens doch einzelne unterrichtete, geistig hochgebildete Männer in diesen vielen Klöstern und Stiftern, mit denen ich mich dann lateinisch zu unterhalten pflegte. Da machten diese Herren denn oft verwunderte Gesichter, daß so ein preußischer Kriegscommissarius eben so geläufig wie sie lateinisch zu sprechen verstand, ja ihnen in der Classicität des Ausdruckes hie und da sogar etwas überlegen sein mochte. Wenn ich mich dann anfänglich an ihrem Erstaunen genug ergötzt hatte, gab ich mich bald als Philolog vom Fach zu erkennen, der nur augenblicklich gezwungen und gegen seinen Willen die Stelle eines Kriegscommissarius bekleidete, worauf ich dann nicht wenig in ihrer Achtung stieg.

Im Herbst marschirten wir wieder in das sächsische Voigtland zurück, und später war ich mit bei dem Heere, welches unter dem Befehl des Prinzen Heinrich, des ruhmwürdigen Bruders unseres großen Königs, die siegreiche Schlacht bei Freiberg schlug. Es war dies wieder ein glänzender Sieg, der den preußischen Truppen großen Ruhm brachte, und die Oesterreicher wie

die Reichstruppen bekamen, wie dies nun schon oft der Fall in diesem Kriege gewesen war, abermals ihre gehörigen Schläge.

Die Gräuel einer blutigen Schlacht sollte ich bei dieser Gelegenheit noch einmal in seinem vollen Umfange kennen lernen. Glücklicher Weise war dies aber auch das letzte Mal, und mein Auge sollte niemals wieder gezwungen werden, solche entsetzliche Bilder des Schreckens und Elends schauen zu müssen, wie solche ein Schlachtfeld, besonders wenn der Kampf beendet ist und die Tausende von Todten und, was oft noch schrecklicher ist, Verwundeten mit zerschmetterten Gliedern umherliegen, in nur zu reichem Maße zeigt.

Ich erhielt nach dieser Freiberger Schlacht die Oberaufsicht über ein großes Lazareth, welches in der Stadt Freiberg selbst errichtet wurde, da es an geeigneten Beamten dazu fehlte. Das war denn freilich ein gar schwieriges, aber auch wieder sehr schönes Amt, das zwar bei Tag und Nacht fast unausgesetzte Anstrengungen erforderte, und bei dem man schon feste Nerven besitzen mußte, um bei all' den grausigen Scenen, denen man täglich beizuwohnen gezwungen war, die nöthige Ruhe und Kaltblütigkeit zu bewahren,

bei dem man aber auch sehr viel Gutes thun konnte.

Wie vielen armen Verwundeten habe ich ihre schweren Leiden, so weit dies nur irgendwie die geringen Hülfsmittel, über welche ich gebieten konnte, erlaubten, zu mildern gesucht, wie manchem Sterbenden die Augen zugedrückt!

Der Hospitalgeistliche war eine Zeit lang erkrankt, und so habe ich oft seine Stelle nothgedrungen mit versehen müssen, wobei es mir denn sehr zu statten kam, daß ich einige Jahre in Halle Theologie studirt und mich nur zuletzt, wegen meiner großen Narbe im Gesicht, dem Studium der Philologie gewidmet hatte. Gerade jetzt hatte ich wieder so recht Gelegenheit zu beobachten, wie ruhig und sanft alle diejenigen, welche einen festen Glauben und ein positives Christenthum besaßen und an ein ewiges Leben glaubten, im Vergleich zu den Religionsspöttern und Zweiflern und denen, die von den Irrlehren eines Voltaire und Consorten angesteckt waren, in das bessere Jenseits eingingen. So entsinne ich mich noch, daß ein preußischer Major, der stets als ein scharfer Kopf voll Witz und Geist gegolten, und den selbst unser König oft in seine vertrauten Abendgesell-

schaften einzuladen gewürdigt hatte, der aber ein arger Religionsspötter und ein Anhänger der neuen französischen philosophischen oder richtiger atheistischen Schule gewesen war, nach langen Leiden den Tod finden mußte. Als ihm nun der Arzt rundheraus erklärte, daß seine Rettung unmöglich wäre, weil schon der Brand in die Wunden getreten sei, da wurde dieser sonst so stark erscheinende, spottlustige und geistreiche Mann plötzlich gar angst und reumüthig. Die Gebräuche unserer christlichen Religion, welche er früher in frechem Uebermuth verhöhnt hatte, erschienen ihm jetzt auf einmal ehrwürdig, und er verlangte dringend nach einem Geistlichen, über welche er früher nur verächtlich die Achsel gezuckt hatte Gar angstvoll wälzte er sich auf seinem Bette umher, blickte mit Schrecken und Zagen auf die Ewigkeit, in die er jetzt baldigst eingehen sollte, und suchte Trost und Erhebung bei uns, die wir ihn kaum verlassen durften, ohne daß er auf das dringendste wieder nach unserem geistlichen Zuspruch verlangte. Endlich hatten die Tröstungen des braven Hospitalgeistlichen ihn doch so weit beruhigt, daß er gefaßter sterben konnte, und mit den letzten Wor-

ten: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!" seine Seele aushauchte.

Ich hätte nur gewünscht, daß alle Religionsspötter und ungläubigen, sogenannten starken Geister an dem Sterbelager des preußischen Majors gestanden hätten, vielleicht daß vielen von ihnen sein Ende zur Warnung gedient.

Mitte Januar 1763 legte ich mein Amt in Freiberg nieder und reiste in Geschäften nach Pommern zurück. Es fanden schon Friedensunterhandlungen zwischen unserem Könige und der Kaiserin Maria Theresia statt, und allgemein hoffte man, daß solche zu einem glücklichen Ende führen möchten. Wie viel Tausende von inbrünstigen Gebeten stiegen in dieser Zeit täglich zu Gott, dem Lenker aller Heerschaaren, der da herrscht über die Kaiser und Könige dieser Erdenwelt, empor, daß seine Gnade uns endlich den nun seit sieben schweren Kriegsjahren so schmerzlich entbehrten Frieden wieder spenden möge.

Es war ein ängstliches Harren und eine große Spannung, die sich in den ersten Monaten des Jahres 1763 der Gemüther Aller bemächtigt hatte. Jede Nachricht, die für den Frieden sprach, ward mit lautem Jubel, jede

aber, die auf eine neue Eröffnung der Feindseligkeiten hindeutete, mit der allgemeinsten Trauer empfangen.

Da endlich wurde der Hubertsburger Friede, der den Siebenjährigen Krieg beendete, geschlossen. Ich war gerade in Stettin, als eine Staffette an den Gouverneur spät Abends die sichere Nachricht von diesem freudigen Ereigniß brachte. Schon war ich zu Bett gegangen, als ein Bekannter von mir, der bei der Gouvernementsbehörde angestellt war, halb athemlos in mein Zimmer gestürzt kam und mich mit den Worten: „Es ist zu Hubertsburg der Friede geschlossen worden; die Nachricht ist sicher, denn unser Gouverneur hat sie soeben erhalten!" aus dem Schlafe weckte. Und wie diese herrlichen Worte mein Ohr berührten, da sprang ich aus dem Bette und fiel auf meine Kniee, und dankte in kurzem, aber innigem Gebete meinem Gott, daß er mich diese frohe Stunde noch hatte erleben lassen. Dann aber warf ich mich auf das nothdürftigste in die Kleider und eilte auf die Straße, um auch anderen Bekannten diese freudige Botschaft mitzutheilen.

Mit zauberhafter Schnelligkeit hatte sich die Nachricht von dem Hubertsburger Frieden trotz

des späten Abends in ganz Stettin verbreitet. Vor vielen Fenstern brannten Lichter, um die mangelnde Straßenbeleuchtung zu ersetzen. Die Hausthüren waren geöffnet, und Männer wie Frauen, oft in sehr komischem Anzug — denn Jedes hatte, wie es aus dem Bette gesprungen, schnell das erste beste warme Kleidungsstück übergeworfen, um sich gegen die rauhe Witterung zu schützen — liefen auf der Straße hin und her, um theils neue Nachrichten einzuziehen, oder auch das, was sie wußten, anderen Bekannten mitzutheilen. Es war ein höchst unfreundliches Schlackerwetter, aber in der allgemeinen Herzensfreude achtete Niemand darauf. Völlig unbekannte Personen riefen sich die Freudenbotschaft des Friedensschlusses zu, Freunde fielen sich um den Hals, frühere Feinde schüttelten sich jetzt versöhnt die Hände, so groß war die freudige Aufregung, die sich Aller bemächtigt hatte. In dieser Nacht mag in Stettin nur in wenige Augen ein ruhiger Schlaf gekommen sein; in den Wirthshäusern und an sonstigen öffentlichen Orten sollen sich schnell große Trinkgesellschaften zusammengefunden haben, die beim Klange voller Gläser diese wichtige Kunde feierten. Ich selbst verwandte den Rest der Nacht dazu, um in einem

langen Briefe meiner geliebten Braut in Colberg diese Friedensbotschaft mitzutheilen und mich über die Hoffnungen, welche sich auch speciell für uns Beide daran knüpften, auszusprechen. Durfte ich nun doch endlich hoffen, nach wiederhergestelltem Frieden baldigst eine meinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Anstellung als Lehrer an einem Gymnasium in Pommern zu erhalten, und dann mein liebes Bräutchen als Ehegattin heimzuführen, wonach sich mein Herz schon so lange gesehnt hatte.

Am andern Morgen wurde die Friedensbotschaft von dem ersten Adjutanten des Gouverneurs von Stettin unter dem Vorritt von zwölf blasenden Postillonen und der Begleitung einer jubelnden Volksmenge auf den Hauptplätzen der Stadt laut verlesen. Es war wieder ein Tag des Jubels und der Freude, und bei der allgemeinen Illumination, die an dem Abend stattfand, war selbst das bescheidenste Häuschen der abgelegensten Gasse durch ein Lämpchen der Freude geschmückt.

Bei dem allgemeinen Friedens- und Dankgottesdienste, der am nächsten Sonntage abgehalten wurde, waren sämmtliche Kirchen aber so gefüllt, daß Tausende wieder umkehren mußten,

weil sie keinen Platz mehr erhalten konnten. Drängte es doch mit unwiderstehlicher Gewalt die Menschen in die Gotteshäuser, um dem Schöpfer aus vollem Herzen ihren Dank auszusprechen, daß dieser furchtbar blutige Krieg jetzt endlich seinen Schluß gefunden hatte. Und wohl war es ein Friede, auf den ein jeder Preuße mit vollem Rechte stolz sein durfte und Gott dem Herrn inbrünstig danken konnte, daß ein solcher uns zu Theil geworden war. Weit über die Hälfte von Europa, die beiden mächtigen großen Kaiserreiche Oesterreich und Rußland, von denen ein jedes allein weit größer als unser Preußenland war, dann Frankreich, bis dahin der stolzeste Staat der Christenheit, Schweden mit seiner mannhaften Bevölkerung, Chursachsen mit seinen fleißigen Bewohnern, und nun noch dazu sämmtliche kleine und große Reichsfürsten mit allen ihren Contingenten und Contingentchen, sie alle, alle, mit geringen Ausnahmen, hatten gegen Preußen unter den Waffen gestanden, hatten Hunderttausende von Soldaten gegen uns gesandt und Millionen über Millionen verausgabt, um uns zu besiegen und unserem Könige die junge Königskrone wieder vom Kopfe zu reißen, um ihn zu einem Marquis von Bran=

denburg zu erniedrigen. Wie ganz anders war es aber gekommen, Dank der Gnade Gottes, der Feldherrngröße unsers edlen Königs, der Tüchtigkeit seiner Generale, der Tapferkeit unseres Heeres und der treuen Aufopferungsfähigkeit des preußischen Volkes, welches sieben schwere Jahre nicht ermüdete, immer von Neuem wieder die größten Opfer aller Art zu bringen und fest, wie es sich geziemte, bei seinem Könige auszuharren! Kein Dorf des preußischen Grund und Bodens war uns verloren gegangen, stolzer und mächtiger denn je stand jetzt unser Preußenland da, und der Kriegsruhm der schwarz-weißen Fahne drang bis in die entlegensten Welttheile. Hatten wir Preußen daher nicht alle Ursache, uns aus vollem Herzen dieses Hubertsburger Friedens zu freuen und Gott dem Herrn recht inbrünstig dafür zu danken, daß wir ein solches Friedens- und Siegesfest feiern durften?!

Mit der kraftvollsten Energie, wie sie unserem König in so seltener Weise eigen war, bestrebte er sich sogleich nach geschlossenem Frieden, die schweren Wunden, an denen sein Land blutete, auch nun möglichst zu heilen. Die Armee wurde verringert, gegen 30,000 überflüssige Pferde an die Bauern uud Gutsbesitzer, die zu-

letzt kaum noch das nothdürftigste Zugvieh besaßen, vertheilt und auch Kriegsentschädigungen gegeben, so weit dies die Kassen nur irgend gestatteten.

Unser König hätte nicht der Monarch sein müssen, der er glücklicher Weise war, wenn er nicht die Wichtigkeit guter Schulen erkannt und solche daher auch nach besten Kräften gefördert hätte. So erschien schon im Sommer 1763 ein Rescript, welches befahl, daß die Gymnasien und gelehrten Schulen in Pommern, die während des Krieges sehr vernachlässigt und in Unordnung gekommen waren, schleunigst wieder reformirt und auf den möglichst besten Fuß gesetzt werden sollten. So durfte ich denn nun hoffen, eine angemessene Lehrerstelle zu erhalten, und sah mich hierin auch nicht getäuscht. Im Mai dieses Jahres legte ich endlich meine Stelle nieder, die mir stets sehr unangenehm gewesen war, und trat schon zu Johannis als Hülfslehrer eine Probezeit an dem Gymnasium in Stargard an. Ich mußte mich erst wieder in die Gelehrsamkeit hineinarbeiten und gar Manches, was ich in den langen Jahren vergessen hatte, in meinem Gedächtnisse auffrischen. Da ich dies mit vollem Eifer that und die regste Lust

und Liebe für meinen neuen Beruf mitbrachte, so gelang es mir auch bald, das Vertrauen meiner Mitcollegen, sowie die Achtung und Zuneigung meiner Schüler zu gewinnen. Zu Weihnachten 1763 erhielt ich die fünfte ordentliche Lehrerstelle an dem alten Gymnasium zu Stargard, und war somit endlich in den ersehnten Hafen der Ruhe eingelaufen.

Jetzt hatte ich ein sicheres, wenn auch mäßiges Einkommen, welches für die Bedürfnisse einer einfachen Familie ausreichte, und durfte daher daran denken, mir den häuslichen Herd zu erbauen. So war denn schon zu Ostern nächsten Jahres meine Hochzeit, und ich konnte meine geliebte Braut als meine treue Ehegattin heimführen. Eine Quelle unendlichen Glückes entsprang für mich aus dieser Ehe, und ich muß meinem Schöpfer alle Tage aus vollem Herzen dafür danken, daß seine Gnade mir ein so treffliches Weib bescheerte. In Lust und Leid, in Freude wie Trauer ist sie die brave Gefährtin meines Lebens und die sorgsame Mutter meiner sechs gesunden, kräftigen Kinder gewesen.

Das Leben eines Lehrers an dem Gymnasium einer pommerschen Provinzialstadt fließt ziemlich gleichförmig dahin und giebt gerade nicht allzu

reichen Stoff zur Aufzeichnung für diese Familienchronik. Sowie ich nur erst einigermaßen zur Ruhe gekommen war, ließ ich es übrigens mein erstes Geschäft sein, aus meinen Tagebüchern und Erinnerungen und den Papieren, die wir sonst noch besaßen, diese Chronik wieder sorgsam auszuarbeiten und zusammenzustellen, ganz in der Art, wie unsere alte Chronik war, die damals bei dem Feuer, welches das Pfarrhaus meines Vaters verzehrte, verloren ging. Manche angenehme Stunde hat mir das Niederschreiben dieser Chronik bereitet. Besonders verwandte ich die Sonntagsnachmittage im Winter vorzugsweise gern zu dieser Arbeit. Wenn es dann in meinem Arbeitsstübchen recht behaglich warm war, meine Gattin mir, als Extrafeier für den Sonntag, am Nachmittag ein Schälchen Kaffee spendirt hatte, denn an den Wochentagen konnten wir uns selbstverständlich einen solchen Genuß nicht gestatten, meine lange Pfeife mit gelbem Knaster recht dampfte und, was das Beste war, aus dem Nebenzimmer das herzliche Lachen und die Laute des muntern Frohsinns meiner dort spielenden Kinder zu mir drangen, wobei die Mutter oft ermahnte, daß sie nicht zu laut werden sollten, um den Vater nicht zu stö-

ren, was freilich immer nur einen äußerst kurzen Erfolg hatte, o, dann arbeitete es sich ganz prächtig an dieser Chronik. Mit keinem König hätte ich in solchen Stunden tauschen mögen, wie ich denn überhaupt dem Schicksal sehr dankbar bin, daß es mich nicht zu den Großen dieser Erde machte, sondern mich in dem bescheidenen Bürgerstande geboren werden und leben ließ und hoffentlich auch sterben lassen wird.

Bevor ich aber nun das Wenige, das ich von meinem Leben in Stargard der Aufzeichnung werth halte, hier folgen lasse, will ich das Wichtigste von den Schicksalen meiner Geschwister, so weit ich solche in Erfahrung brachte, dem Papier überliefern. Sie sind größtentheils so eigenthümlich und interessant, daß es wirklich schade wäre, sollte ihre Aufzeichnung unterlassen werden. Hoffentlich erfreut sich noch in späteren Zeiten manches Glied unserer Familie beim Lesen dieser Niederschreibung der Erlebnisse meiner Geschwister, und erkennt daraus, wie wunderbar doch oft die Wege Gottes sind, und wie verschiedenartig er die Schicksale der Menschen gestaltet.

Wenn ich auch über das Leben meines jüngsten Bruders Theodor, den wir so lange verlo-

ren geglaubt hatten und der nun plötzlich als ein sehr angesehener Mann bei uns auftauchte, und auch über meine Schwester, die als russische Fürstin leider nicht das Glück gefunden hat, welches sie bei ihrer Verheirathung zu finden hoffte, sondern gar viele Härte erdulden mußte, früher Nachricht, als über das meines ältesten Bruders Friedrich Wilhelm erhielt, so will ich nun seine Lebensbeschreibung zuerst hier folgen lassen. Gebührt ihm doch nach alter guter Ordnung als Erstgeborenem hierin der Vorzug. Er hatte ein glückliches und zufriedenes Leben, und es war ihm gestattet, die Gaben, welche der Schöpfer ihm an Geist und Körper verliehen hatte, auch in dem Beruf, der sich für ihn am besten eignete, dem eines Kriegers, der für sein Vaterland kämpft, viele Jahre verwerthen zu können.

4.

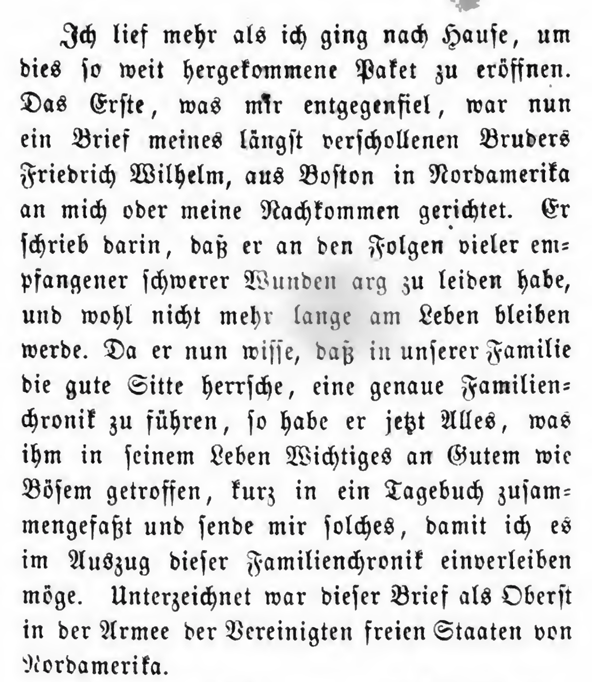
Unerwartete Ankunft eines Paketes aus New-York, in welchem ich Nachricht über meinen ältesten Bruder Friedrich Wilhelm und dessen Lebensgeschichte empfange. Mein Bruder wird in der Schlacht bei Leuthen zum Officier bei einem Freibataillon ernannt. Seine Theilnahme an dem Siebenjährigen Kriege als Befehlshaber einer Freicompagnie. Die Schlacht bei Liegnitz. Wildes Leben bei den Freibataillonen. Der Hubertsburger Frieden. Verabschiedung meines Bruders Friedrich Wilhelm und sein Entschluß, nach Nordamerika auszuwandern.

An einer früheren Stelle dieser wahrheitsgetreuen Chronik führte ich bereits an, daß ich meinen ältesten Bruder Friedrich Wilhelm ganz plötzlich und unerwartet nach der blutigen Schlacht von Prag, als ich mich anschickte, nach Pommern auf die Güter des erschossenen Herrn Feldmarschalls Grafen Schwerin zu reisen, um dessen hinterlassene Privatpapiere dort abzuliefern, wieder antraf. Er war damals Grenadier bei einem

Gardebataillon, und ein muthiger und tüchtiger Soldat, an dem man seine Freude haben konnte. Später verlor ich ihn ganz aus den Augen und wußte nicht, ob er gestorben war oder noch lebte. Da er keinen festen Aufenthaltsort hatte, und ich auch längere Zeit viel in der Welt umherschweifen mußte, bis des Herrn Gnade mich hieher nach Stargard führte, wo ich nun schon so manches Jahr in ruhiger Zufriedenheit lebe, so ist es leicht möglich, daß mehrere Briefe, die wir einander schrieben, verloren gegangen sind. Ist es doch bekanntlich stets ein sehr mißliches Unternehmen, wenn man einen Brief der Post anvertrauen muß, denn man weiß nie mit nur einiger Gewißheit, ob er auch richtig ankommen wird. Eine nur halbwegs sichere Privatgelegenheit ist mir deshalb stets lieber für die Besorgung meiner Correspondenz, als die Post gewesen.

So war es denn Anno Domini 1786, als ich ganz plötzlich hier in Stargard die Aufforderung erhielt, daß ich mich auf dem Gerichte zu melden habe. Ich wußte gar nicht, was das bedeuten solle, und so ging ich denn mit gespannter Erwartung nach dem Gerichte hin. Ich ward dort anfänglich über meine Herkunft und wer meine

Eltern und Geschwister seien, zu Protokoll vernommen, und Alles hatte einen ganz feierlichen Anstrich, so daß ich wirklich nicht wußte, was wohl endlich bei der ganzen Sache herauskommen würde. Als denn nun meine Abkunft und meine Eltern gehörig constatirt waren, da holte der Herr Gerichtsamtmann ein starkes Paket, das in blaues Papier verpackt und fest verschnürt und mit vielen Siegeln versehen war, herbei und las ein Rescript der königlichen Regierung vor, daß besagtes Paket durch Vermittelung des königlich preußischen Consuls aus New-York in Nordamerika nach Berlin an das königliche Ministerium gekommen sei, um es mir oder meinen nächsten Leibeserben nach geschehener Constatirung einzuhändigen. An Gerichts- und Portokosten mußte ich aber sieben Thaler einundzwanzig Groschen zahlen, und da meine Kasse stets sehr schwach war und blieb, wie dies bei einem Schulmann wohl gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, so fiel mir diese Bezahlung äußerst hart, und veranlaßte für lange Zeit ein böses Deficit in meinem Haushalte. Und doch habe ich selten eine Summe mit größerem Vergnügen bezahlt, als diese, so groß war meine Neugierde.



Ich lief mehr als ich ging nach Hause, um dies so weit hergekommene Paket zu eröffnen. Das Erste, was mir entgegenfiel, war nun ein Brief meines längst verschollenen Bruders Friedrich Wilhelm, aus Boston in Nordamerika an mich oder meine Nachkommen gerichtet. Er schrieb darin, daß er an den Folgen vieler empfangener schwerer Wunden arg zu leiden habe, und wohl nicht mehr lange am Leben bleiben werde. Da er nun wisse, daß in unserer Familie die gute Sitte herrsche, eine genaue Familienchronik zu führen, so habe er jetzt Alles, was ihm in seinem Leben Wichtiges an Gutem wie Bösem getroffen, kurz in ein Tagebuch zusammengefaßt und sende mir solches, damit ich es im Auszug dieser Familienchronik einverleiben möge. Unterzeichnet war dieser Brief als Oberst in der Armee der Vereinigten freien Staaten von Nordamerika.

Ein anderer Brief von einer weiblichen Handschrift ertheilte die Nachricht, daß mein besagter Bruder mit Hinterlassung einer Wittwe und zwei kleinen Mädchen kürzlich in Richmond gestorben und auf dem dortigen Kirchhofe mit allen militärischen Ehren beigesetzt sei. Dieser Brief war in sehr schlechtem Deutsch geschrieben und rührte

von der hinterlassenen Wittwe meines verstorbenen Bruders, einer geborenen Amerikanerin, her. Sie schrieb darin auch, daß sie sich mit ihren Kindern auf ihr großes Besitzthum nicht weit von Richmond in Virginien jetzt zurückziehen wolle, und forderte mich auf, ihr unter der angegebenen Adresse Nachricht zu geben, ob ich mich noch am Leben befinde und dieses Paket richtig empfangen habe. Ich erfüllte auch diesen Wunsch meiner unbekannten Frau Schwägerin getreulich, erhielt aber niemals wieder Antwort von ihr, und weiß daher auch nichts von ihren weiteren Schicksalen.

Das Tagebuch meines verstorbenen Bruders Friedrich Wilhelm, welches von dem Jahre 1756, da er als Soldat in die ruhmvolle Armee Sr. Majestät unseres Königs von Preußen trat, anfing, las ich mit dem größten Vergnügen und schrieb solches fast Wort für Wort in unsere große Familienchronik ab. Wenn auch die Sprache mitunter etwas rauh und hart ist, und man erkennt, daß der Schreiber mehr gewöhnt war, die Flinte oder den Säbel, als die Feder in der Faust zu führen, so geht doch eine recht kräftige männliche Gesinnung daraus hervor, daß man nur seine wahre und gerechte Freude daran haben

kann. Man sieht, mein Bruder Friedrich Wilhelm war, wenn auch kein gelehrter und fein gebildeter, doch sonst ein ganzer Kernmann, der unserer Familie und unserem Preußenlande keine Schande, sondern nur die vollste Ehre machte.

Und so will ich denn jetzt hier damit anfangen, was mein Bruder in dem fernen Nordamerika niedergeschrieben hat.

„Als zu uns in das Dorf Fischhausen, nicht weit von Königsberg gelegen, wo ich damals als königlicher Förster angestellt war, die Nachricht kam, daß sich überall die Feinde gegen unsern König Friedrich mit voller Macht rüsteten und mächtige Kriegsheere gegen unser Preußenland anrückten, da wollte es mich nicht mehr zu Hause leiden, Tag und Nacht hatte ich keine Ruhe, das Essen schmeckte und die Jagd erfreute nicht mehr, so sehr ging mir der Gedanke im Kopfe herum, daß es jetzt meine Pflicht sei, meinem Herrn und König zu Hülfe zu kommen. Ich war zwar schon an dreißig Jahre alt, verstand von dem eigentlichen Soldatenstand nicht viel, und hatte eine gute Brotstelle, die mir ein sicheres Einkommen gab, allein ich dachte so in meinem Sinn, daß auf dies Alles weiter nicht viel ankommen dürfe, wenn mein König in Ge-

fahr sei. Schießen konnte ich mit der Büchse und Flinte so gut als nur Einer, und stark war ich, daß ich den stärksten Kerl zehn Meilen in der Runde zu Boden zu werfen im Stande war, und dies, meinte ich, könne mir bei dem Soldatenstand schon helfen. Dazu kam, daß meine liebe Frau Maria vor einem halben Jahr in ihrem ersten Wochenbette gestorben war, und das kleine Kind ihr gleich nachfolgte, so daß es mir in meinem Hause sehr einsam vorkam. Zwar wollte mein Schwiegervater, ein wohlhabender Bürger in Pillau, daß ich seine älteste Tochter, die Stiefschwester meiner verstorbenen Frau, wieder heirathen solle, allein ich hatte keine Lust dazu, und sah es vielmehr als einen Fingerzeig Gottes an, daß ich jetzt, wo es einen so gewaltigen Krieg gab, und unser große König so viele Feinde zu besiegen hatte, los und ledig war, und weder Weib noch Kind besaß, die mich abhalten konnten, mit in den Kampf zu ziehen.

So faßte ich denn im November des Jahres 1756 einen kurzen Entschluß, und forderte meine Entlassung aus dem königlichen Forstdienst, mit der Erklärung, daß ich als Soldat in der Armee unseres Königs Dienste nehmen wollte. Ich erhielt auch meine Entlassung,

verkaufte mein Inventar, das größtentheils meinem Schwiegervater gehörte, der sich jetzt als ein recht geiziger Halunke gegen mich benahm, so daß ich kaum fünfzig Thaler für mich zu eigen behielt, hing die Büchse über den Rücken und wanderte zuerst nach Colberg, um von meiner alten Mutter, die dort lebte, Abschied zu nehmen. Seit Jahren hatte ich die gute Frau nicht mehr gesehen und freute mich nun sehr über dies Wiedersehen. So verlebte ich das heilige Christfest des Jahres 1756 denn noch recht glücklich und froh in Colberg und wanderte dann wieder durch Schnee und Eis nach Berlin. Ich hatte gehört, daß dort in der Nähe ein Freibataillon angeworben wurde, und wollte darin gern eintreten. Als ich aber in Berlin angekommen war, da erfuhr ich, daß es mit diesem Freibataillon doch nicht viel heißen wolle, und so verging mir die Lust, in solches einzutreten. Zufällig traf ich nun in der Stadt einen alten Schulkameraden aus unserem Dorfe, der als Korporal in dem Garderegimente unseres Königs stand. Der setzte mir denn sehr zu, ich solle doch bei der Garde eintreten, wo es sich viel besser als in einem Linienregimente diene, und da ich an sechs Fuß groß war, so würde

ich dort gern angenommen werden. Nun, kurz und gut, ich ließ mich dazu bewegen und ging mit nach Potsdam, wo die Anwerbung für das Garderegiment geschah. Ein großer und sehr starker Kerl war ich ja, und so ward ich mit Freuden angenommen und trug schon am zweiten Tage die Montirung eines Soldaten vom ersten Bataillon des königlichen Garderegiments zu Fuß. Im Anfang, als Rekrut, war es ein hartes Leben, was ich führen mußte, und hätte mein Entschluß nicht so fest gestanden, meinem Könige als Soldat zu dienen, so wäre mir doch wohl oft die Reue gekommen, daß ich meine gute, freie Försterstelle in dem schönen grünen Walde aufgegeben hatte, um hier auf dem Kasernenhofe Tag für Tag acht Stunden mit dem Gewehr in der Hand zu exerciren, trockenes Kommißbrod zu essen und mich von groben Korporalen anschnauzen zu lassen. Dazu preßte die enge Uniform mir die Glieder zusammen und die verfluchte spitze Blechmütze drückte noch auf dem Kopfe, bis ich mich zuletzt an das Tragen derselben so gewöhnte, daß ich weiter nicht viel mehr verspürte. Da ich übrigens meinen Abschied als ein königlicher Förster vorgezeigt hatte, so war von dem Major, der die Rekruten-

anwerbung commandirte, der strenge Befehl gegeben worden, daß man mich nicht mit Stockschlägen tractiren oder sonst knuffen und puffen dürfe. Das war ein Glück, denn ich glaube wahrhaftig, daß ich es nicht ertragen haben würde, wenn so ein Korporal mich prügeln wollte, wie dies leider Gottes bei den anderen Rekruten nur zu viel geschah, sondern solchen Kerl dann mein Bajonnet durch den Leib gerannt hätte. Ich wäre dafür freilich mit Fug und Recht vor ein Kriegsgericht gestellt und mit einer Kugel vor den Kopf bestraft worden. Dies furchtbar viele Prügeln der gemeinen Soldaten, was leider in dem preußischen Heere stattfand, hat mir niemals gefallen wollen, wenn ich auch gern zugeben will, daß es ganz ohne Stockschläge nicht gut abgehen konnte. Hierin ist es doch bei den Truppen der nordamerikanischen Union ungleich besser, wenn wir freilich sonst auch lange nicht die Kriegserfahrung und die Disciplin der Armee Friedrich's des Großen besitzen.

Da ich mir viele Mühe gab, das Exercitium gut zu begreifen, so lernte ich solches auch schnell und war in drei Monaten so weit schon ausgebildet, daß ich aus Potsdam fort und zu dem

Feldbataillon, welches den Winter über in Dresden in Cantonnirung gestanden hatte, abgehen konnte.

Wer war froher als ich, daß dieser lästige Dienst in der Garnison sein Ende gefunden hatte und das Kriegsleben begann. Im Frieden möchte ich nun und nimmermehr mein ganzes Leben ein Soldat sein, und passe auch einmal für den Garnisondienst nicht sonderlich.

Hier in Dresden hatte ich nun zuerst in meinem Leben das Glück, unsern König Friedrich den Großen sehen, ja sogar mit ihm sprechen zu dürfen.

Der König hatte die Gewohnheit, alle die Rekruten, welche bei seinem Garderegiment und bei der Garde du Corps neu eingestellt wurden, persönlich zu inspiciren.

So wurden wir denn Alle auf einer schönen Wiese, die bei Dresden lag, aufgestellt, um hier gemustert zu werden. Mir klopfte das Herz mehr, als dies jemals später der Fall war, selbst auch nicht in der ersten blutigen Schlacht, der ich beiwohnte, als ich nun meinem großen Könige vor die Augen treten sollte. Endlich schlugen die Trommler der zwei Bataillone des Garderegiments, auf deren Flügel wir Rekruten aufgestellt

waren, an, und der König kam im langsamen Galopp auf einem großen Schimmelengländer angeritten. Nicht weit von dem ersten Bataillon angekommen, stieg er vom Pferde, und nachdem er die Meldung des Obersten angenommen hatte, ging er langsam die Glieder entlang. Er besah jeden einzelnen Soldaten genau und verweilte häufig bei diesem oder jenem mehrere Augenblicke, um einige freundliche Worte mit ihm zu sprechen, so daß es fast zwei Stunden dauerte, bis er zu uns Rekruten kam. So hatte ich Zeit genug, meinen König und Herrn, für den ich jetzt mit Freuden freiwillig in den Krieg ziehen wollte, mir recht genau anzusehen. Sein Anzug sah durchaus nicht vornehm und königlich aus, und alle Generäle und Adjutanten, die ich bisher gesehen hatte, waren weit besser gekleidet. Er trug hohe Steifstiefel, die aber gar nicht blank geputzt waren und vor Alter schon ganz röthlich schimmerten, alte, abgeschabte Hosen von schwarzem Sammet, eine schon sehr verblichene und beschmutzt aussehende Uniform des Garderegiments, aber ohne Stickerei, auf der aber der Stern des Schwarzen Adlerordens blitzte, eine Schooßweste von gelbem Kasimir, die voller Schnupftabak war, und einen alten, schon ganz abgegriffenen

und schlampig aussehenden dreieckigen Soldatenhut ohne Borde; in der Hand hatte er einen dicken Krückstock mit goldenem Griff. Sein Auge blitzte und strahlte, wie ich es in meinem Leben weder vorher noch nachher jemals gesehen habe. Der berühmte General Washington in Nordamerika hat auch ein sehr ausdrucksvolles Auge, und der junge französische General La Fayette, der mit uns focht, besitzt einen überaus lebendigen Blick, aber mit dem Auge Friedrich's des Großen können sich diese beiden Männer doch nicht messen. Dieser sah doch weit königlicher und vornehmer aus, als jene beiden.

Als der König bei mir angekommen war, musterte er mich scharf und that dann die gewöhnliche Frage, die er an jeden Rekruten richtete: „Wie heißt Er, woher ist Er gebürtig und was war Er früher."

Als ich ihm dies, wie es uns befohlen war, ganz kurz beantwortet hatte, sagte er: „Ein Förster ist Er gewesen, wie kommt es, daß Er jetzt ein Rekrut geworden ist? Er scheint mir ja auch schon ziemlich dreißig Jahre alt zu sein?"

Als ich darauf kurz erwiederte, daß ich mich freiwillig habe anwerben lassen, weil ich glaubte, daß mein König jetzt gute Soldaten gebrauchen

könne, fixirte mich der König wieder scharf und frug dann den Capitän der Compagnie, zu der ich gehörte: „Ist das wahr und hat der Mann gute Papiere?"

Als dieser nun sagte, daß meine Angaben wahr und mein Abgangszeugniß als Förster ein sehr gutes sei, da sah mich der König mit einem so freundlichen Blick an, daß ich solchen in meinem ganzen Leben nicht wieder vergessen habe, und sprach dann: „Er ist ein braver Mann. Halte Er sich als Soldat nur gut, so soll Er bald avanciren, ich werde Seiner nie vergessen." Das waren gar prächtige Worte meines großen Königs, die mir tief in's Herz drangen.

Wir marschirten nun aus Dresden nach Böhmen hinein, und wenige Tage darauf war die bekannte große Schlacht bei Prag, in der die Preußen einen so glänzenden Sieg feierten. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir zuerst, wie der Kanonendonner so gewaltig zu toben begann und die Kanonenkugeln uns mit dumpfem Gesause hoch über den Köpfen wegflogen, das Herz nicht etwas ängstlich unter der Montirung geklopft hätte. Mag Einer sagen was er will, wenn er aber behauptet, daß er in die erste große Schlacht hineinmarschirt sei, ohne

etwas vom Kanonenfieber zu bekommen, so hat er, mit Erlaubniß zu sagen, ganz niederträchtig gelogen. Zuerst stand in der Prager Schlacht unser Bataillon mehr in der Reserve, nachher mußten wir aber auch vorrücken und eine österreichische Batterie, die einen Hügel besetzt hatte, erstürmen helfen. „Bursche, Ihr seid die königliche Garde, weiter brauche ich Euch nichts zu sagen!" rief der Oberstlieutenant, der unser Bataillon commandirte, aus, und ein lautes Hurrah von Allen war die Antwort hierauf. Die Trommler und Pfeifer ließen jetzt den Sturmmarsch erschallen und dann ging's mit dem Bajonnet drauf los, daß es nur so eine Art hatte. Zwar fielen rechts und links die Kameraden neben mir im Gliede, aber ich achtete nicht darauf, alle Furcht war plötzlich bei mir wie weggeblasen, und ich hatte gar keinen andern Gedanken mehr, als nur ja recht schnell die österreichischen Kanonen erobern zu können. So kamen wir denn auf den Hügel hinauf und mitten in die Batterie hinein, ohne daß ich eigentlich recht wußte, wie dies geschah.

Was weiter in dieser Schlacht vorfiel, davon habe ich als gemeiner Soldat, der fest im Gliede stand, nichts mehr gesehen, nur so viel weiß ich,

daß wir sie am Abend glänzend gewonnen hatten und die weißröckigen „Holters", wie wir Preußen damals die Oesterreicher nannten, über Kopf und Hals das Schlachtfeld räumten, und unsere Husaren, hast Du nicht gesehen! dahinter herjagten und viele Tausende von Gefangenen einbrachten. Am Abend kam der König an unser Bataillon herangeritten und sprach mit klarer Stimme: „Ihr habt Eure Sache wieder gut gemacht, Gardisten, ich danke Euch," worauf wir in ein lautes Hurrah ausbrachen.

Am andern Tage nach der Prager Schlacht hatte ich die große Freude, ganz unerwartet meinen lieben zweiten Bruder zu sehen. Der war ein Secretarius bei dem Feldmarschall Grafen Schwerin, der in dieser Schlacht bei Prag den Soldatentod auf eine so schöne Weise fand. Da mein Bruder nicht wußte, daß ich jetzt als Gardist diene, und ich wieder nicht, daß er bei dem Feldmarschall angestellt sei, so machten wir sehr verwunderte Gesichter, als wir uns so ganz unerwartet hier begegneten. Leider konnten wir nur einige Stunden bei einander bleiben, und das war sehr schade, denn wir hatten uns ja in langen Jahren nicht gesehen, und daher überaus viel zu erzählen. Ich habe seitdem nicht mehr

das Glück gehabt, weder meinen zweiten Bruder, noch irgend sonst Jemand von meiner ganzen Familie wiederzusehen. Auch die Briefe, welche ich an ihn schrieb, müssen verloren gegangen sein, da ich seine genaue Adresse nicht wußte, denn ich habe niemals wieder eine Antwort darauf erhalten, was doch sonst geschehen sein würde. Es geht mir hier in Nordamerika jetzt sehr gut; ich habe mir eine neue Heimath hier gegründet, besitze einen ehrenvollen Militärrang, ein reichliches Auskommen, und habe dazu eine liebe, vortreffliche Frau und zwei prächtige Kinder, so daß mir in dieser Hinsicht fast nichts zu wünschen übrig bleibt. Allein daß ich so weit von meinem Vaterlande getrennt bin und auch gar nichts mehr von meiner Familie erfahre, schmerzt mich doch oft ganz ungemein. Wäre ich nur nicht schon so alt und müßte mit den Leiden meiner Wunden kämpfen, so scheute ich gewiß nicht die Mühe, noch einmal über den Atlantischen Ocean zu segeln, mein liebes, schönes Pommern zu besuchen und mich nach meinen Geschwistern und sonstigen Angehörigen zu erkundigen. Nun, es soll nicht so sein, damit muß ich mich beruhigen.

Nach der Prager Schlacht, wo ich die Feuertaufe erhalten hatte, fühlte ich mich erst so recht

als ein ganzer Soldat und bereuete es keinen Augenblick, daß ich den Rock meines Königs freiwillig angezogen hatte. Wir marschirten nun noch weiter in Böhmen umher, und bald kam auch der 18. Juni, der Unglückstag bei Collin, wo wir Preußen die Bataille total verloren. Es war an dem Tage eine Hitze und ein Staub, daß man hätte umsinken können, und wir Soldaten konnten uns vor Ermattung kaum noch schleppen, als am Nachmittag die Schlacht begann. Als aber erst der Kanonendonner zu brüllen anfing, da war auch alle Ermüdung verschwunden, und wir fühlten uns wieder frisch. Unser große König wollte hier bei Collin aber das Unmögliche erreichen und glaubte, daß er mit seinen Preußen Sachen leisten könne, die ein Heer nun einmal nicht zu leisten vermochte. Sechsmal stürmten unsere Gardebataillone und mehrere Grenadierbataillone gegen die steilen Höhen, auf denen die österreichischen Batterien standen; allein das Kartätschenfeuer, das uns entgegensprühte, war zu verheerend, und die Steilheit der Höhen, die wir erklettern sollten, zu jäh; es ging nicht, und wir mußten immer wieder zurück. Unser erstes Bataillon von der Garde verlor hier allein fast die Hälfte aller Soldaten

und Officiere, und die Compagnien waren zuletzt so schwach, daß sie nur einem kleinen Häuflein glichen. Auch ich selbst blutete schon aus zwei Streifwunden, hielt mich aber doch noch fest auf den Füßen und feuerte gegen die Oesterreicher, daß meine alte Flinte zuletzt ganz heiß wurde. Was half aber Alles! wir mußten zuletzt doch zurück und den Feinden den Rücken wenden; und das war für die Garde Friedrich's des Großen ein verflucht schweres Ding, denn so etwas waren wir freilich nicht gewöhnt. Als wir auf dem Rückmarsch waren, wollten die österreichischen Dragoner sogar noch auf uns einhauen, allein so weit war es mit der Garde des Königs von Preußen doch noch nicht gekommen, daß sie feindliche Reiterei in ihre Glieder einlassen sollte. „Fest geschlossen, Ihr Burschen, und dann laßt die Kerle bis auf fünfzig Schritte ruhig herankommen und gebt ihnen nun eine Salve, daß sie von den Gäulen herunterpurzeln!" rief der junge Capitän, der jetzt unser Bataillon commandirte, weil alle anderen Officiere schon todt oder blessirt waren. Und als die kaiserlichen Dragoner nun gegen uns anrasselten und wirklich zu glauben schienen, daß sie schon in unsere Glieder einbrechen könnten, da gaben wir ihnen

eine so ruhige Salve, daß sie auf dem Potsdamer Exercirplatz auch nicht besser hätte ausgeführt werden können. Das half denn auch; eine Menge Dragoner und Pferde lagen am Boden, und das Regiment kehrte, hast Du nicht gesehen! um und machte, daß es wieder fortkam. So war das erste Bataillon des Garderegiments zu Fuß des Königs von Preußen in der Colliner Schlacht, und noch jetzt bin ich stolz darauf, daß ich damals als gemeiner Grenadier am rechten Flügel der dritten Compagnie davon stand.

Nach der Schlacht bei Collin ward ich nun zum Korporal befördert, und freute mich nicht wenig darüber, daß ich diese erste Würde mir durch mein eigenes Verdienst in so kurzer Zeit erworben hatte. In Böhmen konnten wir nun aber nicht länger bleiben, und so marschirten wir nach Sachsen und dann nach Thüringen, wo die Franzosen und die Reichssch . . . . ., wie wir, mit Respect zu sagen, die Reichstruppen immer nannten, sich mausig machen wollten. Herrje! was bekamen die Kerle aber bei Roßbach ihre gehörigen Schläge! Unser Garderegiment kam in der Roßbacher Bataille gar nicht einmal mit zur Verwendung, denn um Reichstruppen zu schlagen, dazu waren wir nicht nöthig, die liefen schon

von selbst auseinander. Ist es doch vorgekommen, daß ein einziger preußischer Husaren-Cornet mit fünfzig Mann Husaren so ein ganzes Bataillon von diesen Schwaben oder den anderen Truppen aus dem Reich gefangen genommen hat, ohne daß die Kerle sich nur zu mucksen wagten. Muß ein verflucht schlimmes Gefühl für einen braven Soldaten sein, in einem solchen Reichscontingent zu dienen, und ich möchte lieber ein preußischer Corporal, als ein Reichsgeneral sein.

Kaum hatte aber unser König Thüringen von den Franzosen und den Reichstruppen, die so schnell davonliefen, daß unsere Husaren sie kaum mit ihren Pferden bei der Verfolgung wieder einholen konnten, befreit, so lief die betrübende Nachricht ein, daß es wieder in Schlesien sehr schlimm aussehe. Ein starkes österreichisches Heer war da eingefallen und sogar die wichtige Hauptstadt Breslau von den Feinden besetzt. Dem mußte abgeholfen werden, und so brachen wir denn aus Thüringen, wo es uns sehr gut gefallen hatte, wieder auf und marschirten in Eilmärschen vierzehn Tage ununterbrochen fort, bis wir in Schlesien eintrafen und uns mit den dort stehenden preußischen Truppen vereinigten.

Am 5. December 1757 kam es nun zu der

berühmten Schlacht bei Leuthen, dem glänzendsten Sieg, den sich jemals ein Heer erfochten hat, seitdem man die Weltgeschichte kennt. Wir waren nur an 32,000 Mann Preußen, und uns gegenüber standen auf steilen Höhen an 80,000 Mann Oesterreicher und Sachsen, und doch hatten wir am Abend die Feinde vollständig besiegt, ihnen fast alle Geschütze abgenommen und über die Hälfte ihrer Mannschaft getödtet, gefangen genommen oder verwundet. Die österreichischen Generäle sollen unser kleines Heer spottweise „die Potsdamer Wachtparade" genannt und einer von ihnen sich sogar zu sagen vermessen haben, daß sie uns Alle in Wien zum Ergötzen der dortigen Bevölkerung gefangen einführen wollten. Aber das kam anders, und ein preußisches Heer, wenn es ein König wie Friedrich der Große commandirt, läßt sich nicht gefangen nehmen, und wenn Hunderttausende von Feinden es umringen sollten.

So einen furchtbar blutigen Tag, wie den bei Leuthen, habe ich aber nie erlebt, und gegen die Weise, wie dort gekämpft wurde, sind alle unsere Schlachten hier in Nordamerika nur wahres Kinderspiel. Besonders die königliche Garde mußte hier hart heran, that freilich Wunder an

Tapferkeit, büßte aber, wie bekannt, auch über die Hälfte ihrer Mannschaft ein. Wir erstürmten bei dem Dorfe Leuthen einen Kirchhof, der stark mit Kanonen besetzt war und den die ungarischen Grenadiere auf das hartnäckigste vertheidigten. Ein junger Capitän von Möllendorf commandirte unsere Compagnie und benahm sich als ein Held sondergleichen. Bei diesem mörderischen Kampf in und um den mit einer hohen Steinmauer umgebenen Kirchhof im Dorfe Leuthen hatte ich das Glück, mich besonders auszuzeichnen. Ich hegte das ungestüme Verlangen, wo möglich eine feindliche Fahne zu erobern, und stürmte daher, mit meinem Bajonnet rechts und links um mich stoßend, gegen den feindlichen Fahnenträger vor. Ein österreichischer Hauptmann gab mir nun mit seinem Säbel einen Hieb über den Kopf, daß das Blut sogleich aus der Wunde stürzte und ich fast geblendet wurde. Ich wollte nun mit dem Bajonnet einen Stoß gegen ihn führen, allein ein feindlicher Soldat schlug mir durch einen heftigen Kolbenschlag mein Gewehr in der Mitte entzwei, so daß ich ganz ohne Waffe war. In dem Augenblicke ergriff mich nun aber eine heftige Wuth, und es war mir gleich, ob ich auch

in Kochstücke zerhauen würde, wenn ich mich nur zuvor rächen konnte. Daß Gott mir eine besondere Stärke verliehen, und ich gehörige pommersche Knochen im Leibe hatte, wußte ich, und so lief ich denn nun ohne Weiteres auf den feindlichen Hauptmann zu, packte seine rechte Hand und entriß ihm den Säbel, worauf ich ihm dann mit der geballten Faust so heftig in das Gesicht schlug, daß er betäubt zu Boden stürzte. Nun hieb ich schnell mit dem erbeuteten Officierssäbel den feindlichen Fahnenträger zusammen und ergriff dessen Fahne. Diese Fahne mit dem großen österreichischen Doppeladler hoch in der Luft schwenkend, daß sie weithin sichtbar war, rief ich so laut ich konnte: „Hurrah! Kameraden, ich habe die feindliche Fahne, folgt mir nur nach!" und alle anderen Grenadiere unseres Bataillons stürmten nach; so ward der Kirchhof von uns erobert, und was von den ungarischen Grenadieren nicht um Pardon bat, ward zusammengehauen. Auf allen Seiten stürmten jetzt die preußischen Regimenter vor, und da es am 5. December bald dunkel wird, so riefen unsere Truppen, um sich gegenseitig zu erkennen, stets: „Vivat Fridericus Rex

Borussorum!“ wie es auf den preußischen Thalern stand. Das klang gar schön.

Ich war inzwischen von dem Blutverlust meines Kopfes so geschwächt, daß ich mich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Ein Feldscheerer hatte mich mit dem schwarzseidenen Halstuch, welches wir einem todten österreichischen Officier abgenommen, verbunden, und so lag ich, die erbeutete feindliche Fahne in der linken, den Officierssäbel in der rechten Hand haltend, in halbem Wundfieber an einem mächtigen Wachtfeuer, welches die übrig gebliebenen Grenadiere unserer Compagnie von erbeuteten österreichischen Flintenschäften und zerbrochenen Wagen angezündet hatten. Und wie ich so im halben Fieber da lag, und viele Schmerzen fühlte, da erscholl plötzlich der laute Gesang: „Nun danket alle Gott“ dicht neben mir an einem Wachtfeuer, wo sich Soldaten von dem brandenburgischen Regiment Fouqué gelagert hatten. Sowie die Soldaten an den anderen Wachtfeuern diesen Gesang hörten, stimmten sie von selbst alle mit ein, und so sangen bald viele preußische Soldaten auf dem blutig erkämpften Siegesfelde das alte schöne Lied: „Nun danket alle Gott,“ das auch das Lieblingslied meines seligen Vaters

gewesen war, so daß wir Kinder es oft des Abends gesungen hatten.

Wie ich dies Lied singen hörte, war meine Mattigkeit und mein Schmerz wie verschwunden, und ich fühlte mich so gestärkt, als hätte mir der Feldscheerer die beste Medicin aus seiner Feldapotheke gegeben. Wohl über eine halbe Stunde dauerte dieser Gesang, und ich werde diese Zeit niemals vergessen, so erhebend war der Eindruck, den dies auf mich machte.

Wir waren kaum mit dem Singen fertig, so hieß es plötzlich: „Der König kommt! und alle Grenadiere sprangen schnell in die Höhe und stellten sich an dem Wachtfeuer in Reihe auf, ohne jedoch das Gewehr zur Hand zu nehmen.

Von einigen Adjutanten begleitet, kam der König nun zu uns heran und sagte mit lauter freundlicher Stimme:

„Ich danke Euch, Kinder, für das, was Ihr gethan habt. Heute war wieder ein stolzer Ehrentag für die preußische Garde, von dem man noch nach vielen Hundert Jahren sprechen wird."

Plötzlich fiel sein Auge auf mich, der ich mit verbundenem Kopfe, die Fahne in der einen, den

Säbel in der andern Hand haltend, kerzengerade dastand.

„Was ist das?“ frug der König.

„Halten Ew. Majestät zu Gnaden, ich habe Beides heute in der Bataille auf dem Kirchhofe zu Leuthen von den Oesterreichern erbeutet und mir dabei die Blessur geholt,“ antwortete ich.

„Und der Korporal hat sich dabei sehr ausgezeichnet und ist der Erste gewesen, der in den Kirchhofe hineindrang,“ fügte unser hochherziger Capitän von Möllendorf hinzu.

„Wie heißt Er? Sein Gesicht kommt mir bekannt vor, doch kann ich Ihn hier beim Feuerschein mit Seinem verbundenen Kopfe nicht gut erkennen,“ sprach jetzt der König, dabei dicht an mich herantretend.

„Halten Ew. Majestät zu Gnaden, ich bin der gewesene Förster, mit dem Ew. Majestät zu Dresden im Monat April zu sprechen geruhten,“ sagte ich.

Als ich diese Worte gesprochen hatte, ward der König noch viel freundlicher aussehend, und sagte:

„Ja — so. Ich hätte Ihn kaum wiedererkannt, Korporal, und ich freue mich doppelt, daß gerade Er es ist, der sich jetzt so hervorgethan

hat. Weiß Er, da Er ja schon einen Officiers-degen in der Hand hält, so will ich Ihn denn zur Belohnung für Seinen Patriotismus und für Seine jetzige Courage gleich zum Lieutenant ernennen und Ihm auch fünfzig Ducaten zu Seiner Officiersequipage bewilligen. — Doch halt, da fällt mir ein, Er ist ja nicht vom Adel, und bei meinem Garderegiment kann ich nur Officiere aus guter adeliger Familie gebrauchen, und so soll Er denn Lieutenant bei dem Frei-bataillon werden, das der Major von Wunsch jetzt errichtet. Dazu will ich so gern Officiere haben, die Haare auf den Zähnen besitzen, denn es dienen viele wilde Kerle in dem Frei-bataillon. Also adieu, Lieutenant, halte Er sich fernerhin brav."

Damit nickte der König noch wohlwollend mit dem Kopfe und ging dann weiter nach einigen anderen Wachtfeuern unsers Bataillons.

Wer war froher als ich. Mein König hatte wohlwollend mit mir gesprochen und mich selbst zum Officier ernannt, was konnte ich wohl mehr verlangen? Zwar schmerzte es mich, daß ich jetzt von der Garde fort sollte und zu einem wilden, ungeordneten Freibataillon, das in der Armee nicht sonderlich geachtet wurde, gehen

mußte. Doch wußte ich, daß ich als ein bürgerlicher Korporal ganz unmöglich bei dem Garderegiment, bei dem die Officiere nur vornehme Edelleute waren, Officier werden konnte.

In der preußischen Armee war es nicht wie bei uns hier im nordamerikanischen Heere, wo gar keine Geburt, kein Rang und Stand gilt, sondern der König machte dort in der Regel nur Edelleute zu Officieren, und wenn daher ausnahmsweise Bürgerliche dazu befördert wurden, so konnten sie nur bei der Artillerie, den Husaren und den Freibataillonen eintreten, und mußten sich schon ganz besonders ausgezeichnet haben.

So ward ich denn schon nach einem Jahre Dienstzeit Officier, was wirklich ein sehr seltener Fall, und daher für mich eine um so größere Auszeichnung war. Ich ward von den Officieren unseres ersten Bataillons des Garderegiments, von denen in der Schlacht bei Leuthen wieder ein großer Theil getödtet oder verwundet war, jetzt zu meiner neuen Erhebung sehr herzlich gratulirt, ganz als Kamerad behandelt und für den Abend an ihr Wachtfeuer mit eingeladen.

Es war eine ganz eigenthümliche Nacht, die

wir dort zubrachten, welche mir für mein ganzes Leben unvergeßlich geblieben ist. Auf der einen Seite waren wir Alle von der höchsten Freude ergriffen über den abermaligen glänzenden Ruhm, den sich unsere preußische Fahne auch jetzt wieder in dieser Schlacht bei Leuthen erworben hatte, auf der andern Seite war aber die Trauer über den ungeheuern Verlust so vieler lieber Verwandten, Kameraden und Freunde, sowie fast aller Officiere, ersichtlich. Es grenzt wirklich an's Unglaubliche, welche Verluste das preußische Officiercorps in diesen blutigen Schlachten Friedrich's des Großen erlitten hat, und wie immer und immer wieder ein neuer Ersatz eintreten mußte, um die weiten Lücken nun auf's Neue einigermaßen auszufüllen.

Ich bin gewiß stolz darauf, jetzt ein Oberst der nordamerikanischen Union zu sein und den ganzen nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg an der Seite unseres edlen Washington mit durchgekämpft zu haben, aber in rein militärischer Hinsicht schwindet doch Alles, was das nordamerikanische Volk dabei gethan hat, ganz gewaltig gegen die Thaten der Preußen im Siebenjährigen Kriege, zusammen, und unsere größten Schlachten sind nur Scharmützel gegen die

Schlachten, die Friedrich der Große bei Prag, Leuthen, Zorndorf und Torgau schlug. Hier in Nordamerika hatten wir nur gegen 30—60,000 größtentheils sehr schlecht geführte Engländer und deutsche Soldtruppen zu kämpfen, während gegen das kleine Preußenland fast ganz Europa sieben lange Jahre hindurch unter Waffen stand. Unser Präsident Washington hier ist gewiß einer der besten, edeldenkendsten und patriotisch gesinntesten Männer, welche jemals die Erde trug, aber ihn als Feldherr sogar mit dem großen Preußenkönig nur im mindesten vergleichen zu wollen, ist wahrer Unsinn.

Nach der Leuthener Schlacht ließ ich meinen Hieb über den Kopf, der zwar nicht allzu tief eingedrungen war, aber doch arg schmerzte, wieder zuheilen, kaufte dann die Feldausrüstung eines gebliebenen Officiers für sechzig Ducaten und begab mich zu dem Freibataillon, zu dem ich als Lieutenant versetzt war. Zwischen dem Garderegiment, bei dem ich bisher gestanden, und diesem Freibataillon war freilich ein gewaltiger Unterschied in Allem und Jedem, das konnte ich sogleich in den ersten Tagen merken. Bei der Garde waren die Officiere nur Edelleute, welche nicht allein als Soldaten ihre vollste Pflicht und

Schuldigkeit thaten, sondern sich auch durch feine Sitten und vornehme Lebensart auszeichneten. Wohl möglich, daß manche dieser Herren sich auf ihren Adel und ihre Stellung als Gardeofficiere etwas zu viel einbilden mochten und die Nase mitunter wohl etwas zu hoch trugen, allein sonst waren sie in Allem ganz untadelhafte Männer, die sich jeder Officier zum Muster nehmen konnte. Wie ganz anders war dies aber bei nur zu vielen Officieren der Freibataillone. Da waren Trunkenbolde, Spieler, Händelsucher, rohe und unwissende Kerle aus aller Herren Ländern in Menge vorhanden. Wenn Jemand nur ein muthiger Soldat war, konnte er in moralischer Hinsicht noch so viel zu wünschen übrig lassen, um trotzdem als Officier bei einem Freibataillon angestellt zu werden. Es ging in dieser rohen, wüsten Gesellschaft oft wild und bunt genug her, und obgleich der König ein jedes Duell, so lange die Truppen im Felde standen, bei Strafe der Cassation verboten hatte, kamen Zweikämpfe doch nur zu häufig unter uns vor, ja, waren gar nicht zu vermeiden. Noch wüster und wilder waren unsere Leute. Alle Taugenichtse, Landstreicher und Deserteure aus ganz Europa wurden bei uns ohne Weiteres angenommen, ja zuletzt, als

der Mangel an Soldaten immer größer wurde, öffnete man die Zuchthäuser und Gefängnisse, und steckte die Gefangenen, wenn sie nur nicht allzu grobe Verbrechen begangen hatten, in die Freibataillone. Da gehörte denn freilich eine eiserne Disciplin dazu, um solche Bande nur einigermaßen in Ordnung zu halten. Wir Officiere konnten kaum ohne die geladenen Pistolen in der Schärpe unter unserer Mannschaft umhergehen oder schlafen, so wenig waren wir unseres Lebens und Eigenthums sicher. Mindestens drei bis vier Kerle, die meutern oder mich gar angreifen wollten, habe ich eigenhändig über den Haufen gestochen oder zusammengeschossen; abgehaltene Standrechte, wo ein Delinquent am ersten besten Baume aufgeknüpft wurde, oder die Kugel vor den Kopf bekam, oder so viel Spießruthen laufen mußte, daß er zusammenstürzte, kamen fast allwöchentlich vor. Ja, es war eine tolle Zucht unter diesen Freibataillonen. Unser König, welcher den geringen moralischen Werth solcher Truppen selbst sehr gut kannte, opferte diese Freibataillone auf die schonungsloseste Weise und gebrauchte sie als Futter für Pulver. Die gefährlichsten und beschwerlichsten Unternehmungen, die angestrengtesten Vorpostendienste und

die schlechtesten Quartiere waren das gewöhnliche Loos aller dieser Bataillone.

Kaum war ich acht Tage in dem Bataillon des Majors von Wunsch, so erhielt ich auch schon ein Commando von achtzig Mann, um damit in Oberschlesien an der österreichischen Grenze umherzustreifen und den Feinden allen möglichen Abbruch zu thun. Da unter meinen Leuten sich viele Polen befanden, so kam es mir sehr gut zu statten, daß ich einige Jahre früher schon als Jäger an der polnischen Grenze gedient hatte und der polnischen Sprache so mächtig war, um mich darin wenigstens einigermaßen verständlich machen zu können. Auch war mir mein Jägerstand bei diesem kleinen Kriege fortwährend von großem Nutzen, denn es war eigentlich eine Art von wilder Jagd und fast ein unausgesetztes Räuberleben, was wir führten. Tag und Nacht waren wir auf den Beinen und scharmützelten mit den Kroaten und Panduren und den anderen leichten Truppen der Kaiserin von Oesterreich beständig umher, wobei es auf beiden Seiten an listigen und verwegenen Streichen nicht fehlte und hüben wie drüben viele Leute verloren gingen. Wir fingen feindliche Couriere auf, erbeuteten Proviantwagen, zün-

beten Magazine an; kurz, streiften oft weit in das österreichische Gebiet hinein, um den Feinden Schaden zu thun. Wir bezogen keine Winterquartiere, und von Ruhe und Rast war bei uns keine Rede. Da die Bauern in Oberschlesien Schafpelze tragen, so hatten sich meine Leute mit solchen Pelzen versehen, die sie natürlich nach gewohnter Weise gestohlen, dazu hohe Wasserstiefel über die Stiefeletten gezogen, und so gegen Kälte und Unwetter geschützt, ging es in Schnee und Frost hinein. Die dunkelsten und unwirthlichsten Nächte waren uns stets die liebsten, da wir uns dann am leichtesten an die Feinde hinanschleichen und unsere Unternehmungen am sichersten ausführen konnten. Zwar verlor ich stets viele Leute, doch war dies weiter kein großer Verlust, denn die Hälfte meiner Kerle war doch ohnehin für den Galgen längst reif, und frischer Ersatz fand sich immer wieder, da die Soldaten der Freibataillone im Ganzen ein freieres und ungebundeneres Leben führten und auch mehr Gelegenheit fanden, reiche Beute zu machen, als dies bei den regulären Truppen, welche in geschlossenen Gliedern kämpften, vorkommen konnte.

Auf diese Weise verlebte ich fast den ganzen

Feldzug von 1758 an der oberschlesischen Grenze. Es war mir bewilligt worden, einen Theil meiner Leute mit Pürschbüchsen zu bewaffnen und nach Jägerweise auszubilden. So hatte ich an zwanzig bis dreißig Mann sehr gute Büchsenschützen bei mir, und da wir unsere Schüsse nur auf die Officiere richteten, so fügten wir dem Feinde erheblichen Schaden zu.

Mit dem übrigen Bataillon kam ich nur selten und dann gewöhnlich auch nur auf kurze Zeit zusammen, und suchte, wenn ich dies irgendwie zu erreichen vermochte, für mich mit meinem Commando allein zu bleiben, was mir auch der General von Fouqué, unter dessen Oberbefehle unser Bataillon stand, gestattete.

Im Sommer 1759 wurde ich Premierlieutenant und erhielt eine Compagnie zur Führung, und 1760 wurde ich schon Stabscapitän, so daß ich ein schnelles Avancement hatte. Wir verloren bei unserem Freibataillon sehr viele Officiere, da der Dienst zu aufreibend war, und somit war unsere Beförderung eine schnelle. Uebrigens bekam ich im Winter von 1759 auf 60 auch einen bösen Schuß in den rechten Oberschenkel, so daß ich über acht Wochen in Ratibor krank liegen mußte. Meine starke Gesundheit und gute

Körperconstitution bewahrten mich aber vor den weiteren schlimmen Folgen dieser Wunde. Da meine Compagnie sich einen guten Namen erwarb und die Soldaten reiche Beute machten, so hatte ich einen großen Zulauf von Leuten, die sich freiwillig anwerben lassen wollten. Obgleich der Verlust bei uns sehr groß war, so wurde solcher doch immer wieder ersetzt, und ich hatte gewöhnlich 180—200 Kerle unter meinem Befehle, mit denen sich schon manch kühnes Unternehmen ausführen ließ. Wenn die Freibataillone und Husaren sich auch Tag und Nacht mit den Feinden herumschlugen, so war es doch im Uebrigen eine verflucht schlechte Zeit für das preußische Heer.

Die Verluste in den vielen blutigen Schlachten, welche unser große König fortwährend gegen seine vielen Feinde schlagen mußte, waren zu bedeutend, als daß sie immer wieder genügend ersetzt werden konnten. Es fehlte an Officieren, Soldaten, Geld und Waffen, und es war wirklich ein Wunder, daß die Sachen doch noch immer so abliefen, als dies der Fall war. Wirklich, manche alte, früher sehr tüchtige Infanterieregimenter bestanden eigentlich mehr dem Namen nach, als sie in der Wirklichkeit vorhanden wa=

ren, so wenig Officiere und Soldaten hatten sie noch in den Gliedern. Mit kaum 90,000 Mann konnte der König Friedrich den Feldzug von 1760 beginnen, und uns gegenüber standen an 200,000 Oesterreicher, Russen, Franzosen, Schweden und Sachsen, die Reichscontingente gar nicht einmal zu rechnen. Aber solchen Respect hatten alle unsere Feinde doch vor unserem großen König und vor der altpreußischen Tapferkeit, daß sie trotz ihrer Uebermacht uns gar nicht anzugreifen wagten und immer wie die Katze um den heißen Brei herumgingen. Wahrhaftig, da hatte man volles Recht, stolz darauf sein zu können, daß man ein Preuße war.

Ein verflucht heißer Tag, an dem ich auch einen Hieb über den Puckel bekam, der aber glücklicher Weise nicht allzu tief ging, war der 23. Juni 1760 bei Landshut. Der österreichische General Laudon, ganz unbedingt der kühnste und beste General, den die Kaiserlichen während dieses ganzen Krieges nur besessen haben, griff unseren General Fouqué mit bedeutender Uebermacht an. Zwar kämpften unsere alten Soldaten wie die leibhaftigen Teufel, aber das viele Kroppzeug, das wir in manchen neu errichteten Corps hatten, wollte nicht so recht anbeißen. So be=

kamen wir denn gehörige Schläge und verloren viele Kanonen, Standarten und Gefangene, und, was das Schlimmste war, unsern heldenmüthigen General Fouqué selbst. Die österreichischen Dragoner hieben ihn vom Pferde und schlugen nun noch, wie dies oft ihre Gewohnheit war, mit ihren Plempen auf den verwundet am Boden Liegenden. Auch meine Compagnie wollte bei Landshut nicht so recht anbeißen. Ich war fuchsteufelwild darüber und schlug mit meinem Säbel die eigenen Kerle scharf und flach, wie es gerade kam, über die Köpfe, daß es nur so krachte. Wenn sie hoffen konnten, später plündern und reiche Beute machen zu können, da gingen diese Freibataillone ganz unverzagt drauf und scheuten weder Gefahren noch Strapazen, sollten sie aber in der regulären Feldschlacht in das Kartätschenfeuer hinein, da haperte und stockte es oft ganz gewaltig, und es zeigte sich, daß viele Soldaten und selbst Officiere nur ganz infame Halunken waren, die keine Ehre und keinen Patriotismus im Leibe hatten. Da es uns jetzt in Schlesien wieder herzlich schlecht ging, so kam unser König Friedrich mit einem Corps aus Sachsen zu Hülfe anmarschirt. Es war wirklich wunderbar, wie Alles gleich ganz anders wurde, sowie der König

nur selbst da war. Als wenn die Sonne aus dunkeln Regenwolken plötzlich hervorbricht, solch verändertes Leben kam in alle Soldaten, wenn es hieß: „Der König kommt.“

Am 15. August kam es bei Liegnitz wieder zu einer blutigen Bataille. Unsere Compagnien von den Freibataillonen scharmutzirten mit den Feinden umher, wie das so unsere tägliche Gewohnheit war, als plötzlich ein österreichischer Deserteur, der von den Kroaten verfolgt wurde, im vollsten Lauf, so schnell ihn seine Füße nur tragen konnten, auf uns zugerannt kam. Ein Kroaten-Officier auf einem schön aufgeputzten Pferd sprengte hinter diesem Deserteur drein und hatte ihn fast schon eingeholt, da dachte ich: Halt, mein guter Freund, so rasch geht das nicht! ließ mir schnell eine Büchse geben, zielte scharf und schoß den Kroaten-Officier durch die Brust, daß er gleich vom Pferde plauzte. So war denn der Deserteur gerettet und konnte zu uns kommen. Er war aber ein geborener Preuße, und von den Oesterreichern vor zwei Jahren zwangsweise unter ihre Regimenter gesteckt worden, und nun mit Lebensgefahr desertirt, um dem Könige die sehr wichtige Nachricht zu bringen, daß der General Laudon ihn am andern Morgen

in aller Frühe in seinem Lager bei Liegnitz angreifen wolle.

Sowie unser König dies erfuhr, traf er auch sogleich seine Anstalten danach. Die Tamboure und die kranken und maroden Leute mußten in dem Lager zurückbleiben und einen entsetzlichen Spectakel machen, als wenn alle Truppen darin versammelt wären. Unterdeß marschirte der König in der Dunkelheit der Nacht ab, und legte sich in einen Hinterhalt, an dem der General Laudon mit seinem Heere vorbei mußte, wenn er uns angreifen wollte. So schlau der alte Fuchs Laudon auch sonst immer war, so ging er diesmal doch in die Falle. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und es war noch wie halbe Dämmerung, so griffen wir unversehens die ganz unbesorgt einhermarschirenden Feinde von allen Seiten an. Ich hat meiner Compagnie vorher gesagt, daß ich dem Halunken, der heute nicht, wo Se. Majestät der König uns die hohe Ehre erwiese, das Heer selbst zu commandiren, auf das unverzagteste kämpfen würde, den Hals eigenhändig umdrehen wolle, und das half denn auch, und die Kerle gingen in das feindliche Feuer hinein, daß das beste alte Linienregiment es auch nicht besser hätte machen können. Einen

infamen Schuft, einen geborenen Schweizer, der doch weglaufen wollte, schlug ich mit meinem Säbelkorb so auf den Kopf, daß er gleich todt zusammenstürzte.

Es war erst sechs Uhr Morgens, da hatten wir die Oesterreicher schon total geschlagen und ihnen viele Beute, Kanonen und Gefangene abgenommen. Das war doch eine herrliche Wiedervergeltung für die Schlappe, die wir bei Landshut von ihnen erhalten hatten. Ich kam gerade mit meiner Compagnie, die sich an dem Tage wirklich vortrefflich geschlagen hatte, aus der Gefechtslinie zurückmarschirt, als Se. Majestät der König mit dem alten General von Ziethen über das Feld sprengte. So schnell wie möglich ließ ich meine Leute aufmarschiren und Front machen, aber der König rief schon von Weitem:

„Laß Er es nur sein, Capitän, Seine Leute sehen hart mitgenommen aus und werden müde sein!" In dem Augenblick erkannte der König auch mich, hielt sein Pferd an und rief mir zu: „Ist Er nicht der Förster aus Ostpreußen, den ich bei Leuthen zum Officier machte?"

„Zu Eurer Majestät Befehl, ja wohl, der bin ich," antwortete ich.

„Und jetzt führt Er eine Compagnie? Er muß sich sehr ausgezeichnet haben. Sieht Er, daß auch Officiere von bürgerlicher Herkunft in meiner Armee ein schnelles Avancement finden, wenn sie nur besondere Meriten haben. Na, halte Er sich ferner brav, Capitän. Ich sehe, daß auch Freicompagnien sich in der Feldschlacht gut schlagen können, wenn sie nur von tüchtigen Officieren geführt werden." Mit diesen gnädigen Worten tippte der König an seinen Hut und galoppirte dann weiter. Das war das letzte Mal in meinem Leben, daß ich den großen König der Preußen, Friedrich der Einzige genannt, in der Nähe sehen sollte.

Nach der Liegnitzer Schlacht marschirte mein Bataillon nach Sachsen und nahm auch am 3. November an der blutigen Torgauer Schlacht Theil. Wir gehörten zu dem Corps, welches der berühmte General von Ziethen, der Vater der preußischen Husaren, commandirte, und kamen an diesem für Preußen so glorreichen Tage ganz gehörig in das Feuer, so daß meine Compagnie gewiß an fünfzig Todte und Verwundete verlor. In der Nacht trafen wir in einem dichten Walde mit unseren alten Feinden, den Panduren des Majors von der Trenk, zusammen. Wir waren

auf beiden Seiten viel zu ermüdet und hart mitgenommen, als daß wir uns noch hätten umherschlagen können, und so machten wir denn aus, daß wir bis am Morgen friedlich zusammen an den Wachtfeuern sitzen bleiben wollten. So geschah es denn auch, und ich habe mit vier bis fünf feindlichen Panduren-Officieren die ganze Nacht hindurch an einem und demselben Wachtfeuer gesessen und mit ihnen einen großen Feldkessel voll heißen Punsch ausgetrunken, als wenn wir zeitlebens die besten Freunde und nicht die erbittertsten Feinde gewesen wären. Am andern Morgen schüttelten wir uns noch ganz freundschaftlich die Hände, und dann marschirten sie, wie es vorhin ausgemacht war, rechts und wir Preußen links ab, und einen Tag später knallten wir schon ganz gehörig wieder auf einander los.

Dieser große, glorreiche Sieg bei Torgau, den wir so glänzend gewonnen, hatte wenigstens das Gute, daß wir für den Winter Ruhe vor den Feinden behielten und uns in Winterquartiere legen konnten. Es war dies das erste Mal während des ganzen bisherigen Krieges, daß meine Compagnie Winterquartiere und einige Wochen Ruhe erhielt. Nun, es that auch noth, denn wir sahen furchtbar abgerissen und zerlumpt aus, und

ich glaube, in meiner ganzen Compagnie waren nicht sechs Kerle, die noch ein heiles Hemd oder ein Paar gute Stiefel auf dem Leibe hatten. In Sachsen erholten wir uns dann wieder etwas und fütterten und kleideten uns heraus. Das arme Chursachsen mußte es fortwährend hart büßen, daß sein Churfürst und dessen schändlicher Minister, der Graf Brühl, so erbitterte Feinde des Königs von Preußen waren und die sträfliche Thorheit begangen hatten, uns den Krieg zu erklären. Die Leute konnten zuletzt kaum die harten Kriegscontributionen und die steten Lieferungen an Rekruten, Vieh und Lebensmitteln, die wir ausschrieben, erschwingen. Es half aber nichts, es mußte Alles, was wir verlangten, gebracht werden, denn unser König brauchte Geld, und Menschen und Pferde, um diesen argen Krieg gegen seine vielen Feinde siegreich durchzuführen, und von Schonung konnte daher keine Rede sein.

Bis zum Monat März des Jahres 1761 blieb ich in Sachsen im Winterquartier, und diese Ruhe that mir und meinen Burschen wohl, und ich konnte auch meine Compagnie wieder bis auf hundertzwanzig Köpfe bringen. Es waren viele Polaken und Tartaren und Gott weiß was für Kerle, die von den Russen zu uns desertirt waren,

darunter, und man konnte die Bande kaum anders als mit dem Kantschuh in der Hand in Ordnung halten. Und doch mußte es gehen, die Noth kennt kein Gebot, und so ging es auch.

Im März 1761 marschirten wir über Hof in das Fränkische hinein und gingen selbst bis Nürnberg hinunter, überall Kriegscontributionen ausschreibend und Rekruten einfangend. Wir hatten blos schwäbische Reichstruppen gegen uns, und gegen diese Lumpenkerle waren unsere Freicompagnien noch immer gut genug, und wir schlugen sie fast bei jeder Gelegenheit, wenn sie in das Feld zu rücken wagten, ganz gehörig zurück und nahmen ihnen reiche Beute ab. Es war ein bequemer, lustiger Feldzug für uns, und wir machten so viel Beute, daß mein rechtmäßiger Antheil daran in dem einen Sommer an zweitausend Thaler betrug. Und was stahlen meine Kerls! Es half nichts, wenn man auch noch so viel dazwischen prügelte; was nicht niet- und nagelfest war, blieb vor ihren diebischen Klauen gewiß nicht sicher! Alle diese Polaken und Russen und Tartaren sind übrigens sehr gute, muthige und abgehärtete Soldaten, die nur recht strenger Officiere bedürfen, um das Beste zu leisten; aber stehlen können die Kerle ärger als die Raben.

Nachdem wir den ganzen Sommer in Franken und im Thüringischen tüchtig gehaust und für den König viele Gelder, Rekruten und Lebensmittel eingetrieben hatten, marschirten wir im Spätherbst wieder durch Sachsen und die Lausitz nach Schlesien. Da fing denn wieder ein hartes Leben an. Die guten Fleischtöpfe im Fränkischen hörten bald auf und Knapphans ward wieder Küchenmeister. Dazu hatten wir wieder unsere alten Feinde, die Panduren, gegen uns, und das waren ganz andere Soldaten, als diese elenden Reichstruppen, und man mußte weit mehr aufpassen. Wir drangen aber im Frühjahr 1762 doch noch weit bis Mähren hinein und konnten selbst die starke Festung Olmütz in der Ferne liegen sehen. Freilich wurden wir bei dieser Gelegenheit ganz vom Feinde umringt, und es konnte wirklich als ein wahres Wunder angesehen werden, daß wir ohne allzu große Verluste davonkamen.

Glücklicher Weise schloß der König im Sommer 1762 mit den Russen und Schweden Frieden, wodurch wir zwei gefährliche Feinde los wurden, und unser Heer konnte sich nun mit größerer Kraft gegen die Oesterreicher und die anderen kleinen Kläffer von Reichsfürsten, die zwar

stets gewaltigen Lärm machten, aber doch nicht viel ausrichten konnten, wenden. So empfingen wir am 16. August den Grafen Daun, der so ein echter Zauderer und Langsammarschirer war, bei Reichenbach ganz gehörig und jagten ihn bis in die Grafschaft Glatz zurück.

Ich kam an diesem Tage mit meiner Compagnie sehr in's Feuer und meine Soldaten fochten, daß es eine wahre Lust war. In diesem sehr blutigen Gefecht bei Reichenbach hatte ich Gelegenheit, einem vornehmen jungen Engländer, einem Bruder des Lord Keith, der freiwillig als Officier bei einem preußischen Kürassierregimente diente, wie dies viele Engländer thaten, das Leben zu retten. Der junge Mann, der sich sehr tapfer gewehrt hatte, lag schon mit verwundetem Arm unter seinem Pferde und zwei Panduren wollten ihn eben tödten, als ich glücklicherweise noch rechtzeitig genug dazwischen kam, den einen Kerl zusammenhieb, den andern aber verwundete und in die Flucht jagte. Dadurch hatte ich dem jungen englischen Officier einen großen Gefallen erwiesen, wofür er mir sehr dankbar war und mir wiederholt beim Abschied sagte, wenn ich später im Leben seiner bedürfe und er mir einen Dienst leisten könne, so solle ich mich

nur an ihn wenden. Ich dachte anfänglich gar nicht weiter an diesen Vorfall, und doch sollte mein ganzes ferneres Leben dadurch eine entscheidende Wendung erhalten.

Den übrigen Theil des Jahres 1762 schweifte ich mit meiner Compagnie, die übrigens jetzt auf ungefähr siebzig Mann zusammengeschmolzen war, noch in Schlesien umher und nahm auch an der Belagerung von Schweidnitz einen thätigen Antheil. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich einen bösen Schuß in die linke Schulter, so daß ich mehrere Wochen in Breslau im Lazareth zubringen mußte.

Kaum war ich wieder hergestellt, da schloß der König Friedrich den berühmten Hubertsburger Frieden, wodurch er den Siebenjährigen Krieg auf eine so ruhmvolle Weise beendete. Ueber die Hälfte Europa's hatte gegen das arme kleine Preußen sieben lange Jahre unter den Waffen gestanden, und doch hatten alle diese vielen Feinde zusammen unserem großen König auch nicht einmal ein einziges Dorf abzunehmen vermocht. Auch der Churfürst von Sachsen, der durch seine Ränke so viel zu diesem blutigen Kriege beigetragen hatte, erhielt von unserem König sein Churfürstenthum wieder zurück, was eigentlich

sehr schade war, denn es wäre unbedingt viel besser gewesen, wenn ganz Sachsen mit Preußen vereinigt wurde.

So sehr ich mich als guter Preuße, der ich bis auf den heutigen Tag geblieben bin, auch über diesen Hubertsburger Frieden freute und stolz war, daß auch ich, so weit dies in meinen Kräften stand, als Soldat mit gefochten und mein Blut wiederholt für meinen König vergossen hatte, so kam ich jedoch dadurch in eine schlechte Lage. Es erschien plötzlich ein Befehl des Königs, daß die Freibataillone aufgelöst werden sollten. Die Soldaten und Korporale, welche zu gebrauchen waren, sollten in die Linienregimenter, die Officiere, welche schon über fünfzehn Jahre gedient hatten, in die Garnisonregimenter eingereiht, alle anderen aber mit einer dreimonatlichen Gage entlassen werden. Daß unser König Friedrich wie immer, so auch diesmal ganz richtig handelte und die Freibataillone unmöglich länger bestehen lassen konnte, sah ich freilich ein, aber was ich selbst jetzt eigentlich anfangen sollte, wußte ich doch nicht recht. Zwar war mir bei meinem Abgange als Förster versprochen worden, daß ich nach beendetem Kriege wieder eine Försterstelle erhalten solle, allein ich

hatte auch keine rechte Lust dazu. Ueber sechs Jahre war ich nun Soldat und davon fünf Jahre Officier und drei Jahre Capitän gewesen, und ich mochte denn nun nicht wieder in den Vorzimmern der hohen Herren umherstehen und bitten, bis ich vielleicht eine Försterstelle erhielt. Wie ich nun so eines Abends recht verdrießlich in Breslau umhergehe und darüber nachdenke, was ich denn nun im Alter von sechsunddreißig Jahren eigentlich noch anfangen solle, begegne ich zufällig dem jungen Engländer, dem ich bei Reichenbach das Leben gerettet. Da er inzwischen auch seinen Abschied genommen und Civilkleidung angelegt hatte, so wäre er beinahe gar nicht von mir erkannt worden. Er freute sich sehr, mich jetzt wiederzusehen, und lud mich in das vornehme Gasthaus ein, in dem er wohnte, um uns bei einer Flasche guten Ungarweines zu unterhalten. Solcher Einladung bin ich nun niemals aus dem Wege gegangen, und so saßen wir denn bald hinter den Flaschen und poculirten gehörig. Da gab ein Wort das andere, und mein englischer Freund frug mich, was ich denn eigentlich anfangen wolle, worauf ich ihm erwiederte, daß ich dies selbst nicht recht wisse. Da sprang er auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und

rief aus: „God damn, das trifft sich ja prächtig. Ich habe in Nordamerika große Besitzungen geerbt, und will jetzt hinreisen, um sie mir einmal zu besehen. Reisen Sie mit als mein Begleiter, und wenn es Ihnen dort gefällt, so bleiben Sie da und ich mache Sie zu meinem Oberverwalter, denn ich habe mir so schon immer einen rechtschaffenen Deutschen dazu gewünscht.“ Das war denn ein Vorschlag, der sich hören ließ. Zu verlieren hatte ich in Deutschland ohnehin nichts, der Wein machte mich zu rascherem Entschluß geneigt, als dies sonst wohl hätte der Fall sein können, und so sagte ich: „Topp, ich nehme Ihr Anerbieten an und reise mit nach Nordamerika.“ Und den zweiten Tag darauf fuhren wir schon mit Extrapost nach Hamburg und schifften uns dort nach England ein, wo wir im October 1763 auch glücklich anlangten.

5.

Winteraufenthalt in England. Abreise nach Nordamerika und Landung in New-York. Reise nach Virginien und bleibender Aufenthalt daselbst. Seine Beschäftigung und Lebensweise. Verheirathung mit einer Pflanzertochter und Anlegung einer eigenen Pflanzung am Potomac. Genauere Bekanntschaft mit dem Obersten George Washington. Charakterschilderung dieses edlen Mannes. Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen England und den Staaten von Nordamerika. Seine Ernennung zum Hauptmann einer freiwilligen virginischen Schützencompagnie. Ausmarsch in das Feld. Das Lager bei Cambridge und die Thätigkeit des Generals Washington. Sehr beschwerliche Expedition nach Quebeck, Gefechte mit den Engländern. Tod des Generals Montgomery. Die Proclamirung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. Der General von Steuben. Die hessischen Soldtruppen. Gefechte. Seine Beförderung zum Bataillonscommandanten.

Den Winter von 1763 auf 64 blieb ich in England auf einer großen Herrschaft des Lord Keith, da dessen Abreise nach seinen nordame-

rikanischen Besitzungen sich bis zum Frühjahr verzögert hatte. Ich benutzte diese Zeit, um so viel als möglich Englisch zu lernen, von dem ich bisher noch kein Wort verstanden hatte, sonst ging ich fleißig auf die Jagd, oder sah der Wirthschaft zu, um auch hierbei etwas zu lernen. Der Lord war während des ganzen Winters in London, und ich sah ihn nur sehr selten. Er blieb stets recht freundlich gegen mich, gab mir auch einen guten Gehalt, und ich habe niemals auch nur im mindesten über ihn zu klagen gehabt. Hier in England war freilich ein ganz anderes Verhältniß zwischen uns, als dies früher in Preußen der Fall gewesen. Dort waren wir Beide preußische Officiere und somit Kameraden, hier aber war er der reiche, vornehme Lord, ich dagegen nur sein Beamter, so daß uns eine große Kluft trennte.

Im Uebrigen gefiel es mir in England herzlich schlecht, und nie möchte ich in diesem Lande für immer leben. Die Engländer sind ungemein hochmüthig und haben einen so furchtbaren Nationaldünkel, daß sie sich für ungleich klüger und besser als alle anderen Völker halten, was doch wahrhaftig nicht der Fall ist, obgleich ich sonst gern zugeben will, daß es muthige Men=

schen sind, welche viel Willenskraft besitzen. Der Reichthum und Luxus ist dort sehr groß, und ich glaube, daß sogar der König von Preußen nicht so viel Geld für seinen Privathaushalt ausgiebt, als mancher englische Herzog und Lord. Sehr erfreulich für mein preußisches Herz war die allgemeine Verehrung, die sämmtliche Engländer, ohne Ausnahme, für unsern König Friedrich bezeigten. Das sei doch ein wahrer Mann und ein tüchtiger Monarch, der allein in seinem Kopfe mehr Verstand besitze, als alle anderen Fürsten in ganz Europa zusammen. Diese und ähnliche Aeußerungen konnte ich häufig vernehmen. Fast überall, selbst in den Wohnungen der Pächter, sah man das Portrait Friedrich's des Großen zu Pferde, den Krückstock in der Hand haltend, hängen. Das konnte mich mit Stolz erfüllen und mit manchem Andern, was mir nicht gefiel, wieder aussöhnen.

Im März des Jahres 1764 schifften wir uns auf einer schönen Fregatte von London nach New-York ein. Wir hatten furchtbare Stürme zu bestehen, wurden bis hoch nach der schottischen Küste verschlagen, und mehr wie einmal glaubte ich, daß das Schiff untergehen müsse, so wild wurde es umhergeworfen. Allein die

Tüchtigkeit der Mannschaft und die Geschicklichkeit der Officiere rettete uns. Gute Seeleute sind die Engländer, das muß man ihnen lassen, sie sind auf dem Wasser wie zu Hause, und je ärger der Sturm tobt und das Unwetter zunimmt, desto ruhiger und kaltblütiger werden sie.

Am 7. Mai 1764 langten wir in dem schönen Hafen von New-York an, und mein Fuß betrat den Boden von Nordamerika, was mir fortan ein zweites Vaterland und eine theure Heimath werden sollte. In New-York glaubte ich zuerst mich noch in einer englischen Hafenstadt zu befinden, so durchweg englisch sah hier Alles aus. Die Leute sprachen nur englisch, kleideten sich, aßen und wohnten ganz nach englischer Weise, und die Soldaten des Forts in ihren rothen Jacken waren ebenfalls Engländer. Man sah der Stadt an, daß sie noch neu war und vor kaum fünfzig Jahren gegründet sein konnte, obgleich sie schon über 40,000 Einwohner besaß und lebhafter Handel und Verkehr in den Straßen sich zeigte. Viele Häuser waren nur aus Holz gebaut, große Kirchen und stolze Schlösser gab es nicht, und auch an sonstigen Sehenswürdigkeiten, wie solche in Berlin, Dresden und Breslau so viele waren, mangelte es

gänzlich. Die Bewohner der Stadt schienen meistens Kaufleute oder Schiffer zu sein und Handel ihre einzige Beschäftigung zu bilden. Kaum acht Tage waren wir dort, so wurde der Lord Keith, der als vornehmer, reicher Mann überall mit der größten Ehrerbietung aufgenommen war, zu einer großen Bärenjagd eingeladen, die einige Meilen von hier stattfinden sollte. Ich ritt ebenfalls mit, und da ich früher in Ostpreußen während des Winters häufig auf dieser Jagd gewesen, wo die Thiere aus Rußland und Polen zu uns herüberkamen, so freute ich mich sehr, auf nordamerikanischem Boden dem Meister Petz auch einmal gehörig eins auf den Pelz brennen zu können. Es war eine große Jagd, und da die Bären hier sehr häufig waren, so schossen wir neun Stück, von denen ich selbst mit meiner trefflichen Suhler Büchse, einem Beutestück aus dem Siebenjährigen Kriege, wo ich solche einem Reichscontingentler-Officier abgenommen hatte, zweien eine Kugel durch den Kopf jagte. Diese nordamerikanischen Bären sind übrigens viel größer und wilder als die russischen, und meist recht grimmige Bestien. Ich habe seitdem mindestens schon an zweihundert Bären hier geschossen, und später einmal

einen entsetzlichen Kampf mit einer angeschossenen grauen Bärin zu bestehen gehabt. Das wüthende Thier hatte mir mit der Tatze einen Hieb über den linken Schenkel gegeben, daß ein Stück meiner starken Lederhose und meines Fleisches an seinen Krallen hängen blieb. Glücklicher Weise verlor ich die Besinnung nicht, und stieß mein langes, breites Jagdmesser dem Unthiere mit solcher Kraft in den weit geöffneten Rachen, daß es todt zu Boden stürzte. Wenn ein Jäger allein auf die Jagd des großen grauen Bären geht, so muß er ein sehr zuverlässiger Schütze und dazu auch ein äußerst muthiger, kaltblütiger Mann sein, der unter keinen Umständen den Kopf verliert, sonst ist er nur zu leicht gefährdet. Sonst gingen wir viel auf die Jagd, da in der Umgegend von New-York das Wild noch massenweise vorhanden war, und schossen Rehe, Hirsche und wilde Truthähne zu vielen Dutzenden.

Ende Juli entschloß sich der Lord, den größten Theil seiner Besitzungen, der im Staate Virginien lag, zu besuchen. Wir fuhren auf einem sehr hübschen, schnellsegelnden Schooner nach Baltimore, und da wir gutes Wetter und eine lustige Reisegesellschaft hatten, so war dies

die angenehmste Reise, welche ich jemals in meinem ganzen Leben gehabt habe.

Unter dieser Reisegesellschaft befand sich auch ein alter, grauköpfiger Pflanzer aus Virginien, dem ich mich besonders anschloß und gern mit ihm verkehrte, da er auch ziemlich geläufig deutsch sprechen konnte. Er war mit seinem Vater, einem Hannoveraner, als ein Knabe von fünf Jahren aus Göttingen nach Nordamerika ausgewandert. Damals ahnte ich nicht, daß dieser alte Pflanzer einige Jahre später mein Schwiegervater, und seine älteste Tochter meine Frau werden solle.

In Baltimore blieben wir nur einige Zeit und brachen dann nach den großen Besitzungen auf, die der Lord von dem kinderlos verstorbenen Bruder seiner Mutter in Virginien geerbt hatte.

Ein bedeutender Theil des Bodens daselbst war noch unbebaut, doch lagen auch schon vier ziemlich ansehnliche Plantagen da, die verpachtet waren und eine gute Revenue abwarfen, da der Tabak, den sie bauten, in hohem Preise stand.

Die Reise von Baltimore machten wir zu Pferde. Es wurden achtzehn bis zwanzig Reit=

und Packpferde gekauft, einige bewaffnete Bedienten, dann Stallleute und ein Koch mitgenommen, kurz, wir bildeten eine eigene kleine Caravane, über welche ich den Oberbefehl erhielt. So zogen wir langsam durch die schöne und fruchtbare, theilweise schon ganz gut angebaute, theilweise aber noch sehr menschenleere Gegend, jagten und fischten dabei, und schlugen unsere Zelte oft auf einige Tage da auf, wo es uns am besten gefiel.

Es war ein höchst angenehmes Leben, das mitunter an den Krieg erinnerte, nur daß wir lange nicht so viel Gefahren dabei zu bestehen und Strapazen zu ertragen hatten. Hier im freien Felde fiel auch der Unterschied des Ranges und Standes zwischen dem Lord und mir weit mehr fort und wir verkehrten oft ganz gemüthlich miteinander, als wären wir beide noch preußische Officiere und er jetzt nicht mein Herr und ich sein Beamter.

Nachdem wir noch mehrere Umwege gemacht und auch auf einigen Plantagen, wo wir mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen wurden, oft eine ganze Woche verweilt hatten, langten wir im Spätherbst auf den Besitzungen des Lords an.

Es war eine große Plantage mit ungemein weitläufigen Gebäuden, wo wir unsere Wohnung nahmen, und hier sollte ich künftig auch, nach des Lords Abreise, meine Wohnstätte aufschlagen. Die Gegend gefiel mir sehr gut, wie ich denn bis jetzt auch ganz zufrieden war, daß mich mein Schicksal nach Nordamerika geführt hatte. Mein Geschäft bestand darin, die Pächter, welche die Plantagen des Lords gepacht hatten, zu controliren, daß sie auch alle ihre Bedingungen richtig erfüllten, die Pachtgelder von ihnen einzucassiren und diese nach England zu senden. Ferner hatte ich den größten Theil des Grund und Bodens, der noch nicht verpachtet war, alljährlich einigemal zu bereisen, und darüber zu wachen, daß sich keine unbefugten Ansiedler darauf niederließen, sondern die Leute, welche anbauen wollten, auch den Boden, freilich für eine sehr geringe Summe, kauften.

Im Frühling des Jahres 1765 ging der Lord wieder nach England zurück, und ich war nun mein eigener Herr. Ich bewohnte ein kleines Haus, hatte zwei Negersclaven als Bedienten und Reitknecht, und zwei Negerinnen als Köchin und Magd, ein halbes Dutzend Reitpferde und auch sonst noch eine förmliche kleine Land=

wirthschaft. Als Begleiter auf meinen Reisen nahm ich einen früheren preußischen Husaren, der durch Zufall hieher verschlagen war. Leider trank der Mensch nur so stark, daß er deshalb wenig zu gebrauchen war, sonst war er ehrlich, anhänglich und äußerst muthig. Da ich oft Tage lang durch weite Wälder reiten mußte und die Gegend der umherstreifenden Indianer wegen gar nicht sicher war, so leistete dieser Mann mir vielen Nutzen.

Auf diese Weise lebte ich bis zum Jahre 1768 ganz ruhig und zufrieden, wenn auch freilich sehr einsam. Da ich gewisse Procente von der Einnahme, die ich dem Lord sandte, erhielt und diese sehr stieg, so stand ich mich recht gut und konnte mir alljährlich wohl an hundert Guineen zurücklegen. So hoffte ich mir mit der Zeit so viel zu ersparen, um in meinen alten Tagen ruhig und zufrieden in meinem Vaterlande Preußen, wohin mich mein Herz doch noch immer zog, leben zu können. Wie es sonst in der Welt aussah, wußte ich kaum, da oft ein halbes Jahr vergehen konnte, ohne daß ich nur ein einziges Zeitungsblatt zu Gesicht bekam.

Im Herbst 1768 hatte ich einst eine weite

Reise zu machen und kam gegen Abend auf eine große, mir unbekannte Plantage. Wie es die Sitte hier mit sich brachte, so ritt ich ohne Weiteres vor das Haus, um mir ein Nachtquartier von dem Pflanzer zu erbitten. Ungemein freute ich mich aber, als ich in dem alten, weißhaarigen Mann, der aus der Thür trat, um mich zu empfangen, meinen Reisegefährten auf der Fahrt von New-York nach Baltimore vor vier Jahren erkannte.

Auch er freute sich sehr, mich wiederzusehen, und nahm mich nun mit doppelter Freundlichkeit auf. Ich ward der Frau und den Kindern vorgestellt und fühlte mich bald in der zahlreichen Familie so wohl und heimisch, daß ich, statt nur eine Nacht zu bleiben, wie ursprünglich meine Absicht gewesen, gleich acht Tage dort blieb.

Besonders die älteste Tochter des Pflanzers that es mir sehr an. Sie war eine junge Wittwe von einigen zwanzig Jahren, und hatte ihren Mann, der in einem Gefechte mit den Indianern erschossen wurde, vor zwei Jahren verloren. Kurz und gut, ich verlobte mich mit dieser Tochter, und es ward ausgemacht, daß ich

zu Weihnachten wiederkommen und dann die Hochzeit feiern solle.

So ritt ich als ein glücklicher Bräutigam wieder von dannen. In meinem Wohnort angekommen, fand ich ein Schreiben des Lord Keith, worin er mir ankündigte, daß er seine gesammten Besitzungen in Virginien verkauft habe, weil er fürchte, daß es mit der Zeit doch zu einem Kriege zwischen England und den amerikanischen Colonien kommen könne. Wünsche ich selbst nach England zurückzukehren, so wolle der Lord dort für mich sorgen, jedenfalls solle ich eine Gratification von fünfhundert Pfund Sterling von der Kaufsumme erhalten. Es war mir dies sehr erwünscht, denn da ich selbst mir auch schon an fünfhundert Pfund erspart hatte, so besaß ich jetzt an tausend Pfund, und damit konnte ich mich schon selbst ankaufen.

Ich hatte nun mit der Ablieferung der Besitzung, Einziehung aller Gelder, kurz, der ganzen Abwickelung des Geschäftes so viel zu thun, daß ich erst Ostern 1769 meine Hochzeit machen konnte.

Während des Winters hatte ich auch viele Reisen zu machen und mich häufig in Baltimore, wo die Käufer der Besitzungen wohnten,

aufhalten müssen. Gegen Ostern war das ganze Geschäft geordnet und ich hatte die Genugthuung, dem Lord die Summe von zweimalhundertzwölftausend Pfund Sterling senden zu können, und so das große Vertrauen, welches er in mich gesetzt hatte, vollkommen gerechtfertigt zu haben. Ich selbst ritt mit ein Tausend Pfund in der Tasche nach Truro, so hieß das Kirchspiel, wo mein Schwiegervater wohnte. Meine Mary erwartete mich dort mit liebender Sehnsucht, und am andern Tage war ich ihr glücklicher Gatte, und habe seitdem jeden Tag meinem Gott gedankt, daß er mich hieher nach Amerika geführt und ein so vortreffliches Weib gegeben hatte.

Mit Hülfe meines Schwiegervaters kaufte ich mir nun eine eigene kleine Plantage am Potomac, die ich, meinem großen Preußenkönig zu Ehren, Friedrichsburg nannte, für zweitausend Pfund Sterling. Ich erwarb mir dann das Bürgerrecht des Staates Virginien nnd hatte die Absicht, als ein ruhiger Pflanzer mein Leben hier zu beschließen. Daß ich noch einmal zu den Waffen werde greifen müssen und mir sogar den Rang eines Oberst erwerben sollte, dachte ich damals freilich nicht.

Ich mochte wohl ungefähr ein halbes Jahr

selbstständig gewirthschaftet haben, da machte ich bei einer Kirchspielversammlung die Bekanntschaft des Obersten Washington, der zu Mount-Vernon, an zwei deutsche Meilen von mir entfernt, eine große Plantage bewirthschaftete. Ich hatte schon stets von allen Seiten so viel Lob über Washington gehört, daß ich mich ungemein freute, jetzt seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Wahrhaftig, selten habe ich einen Menschen kennen gelernt, zu dem ich mich gleich in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft so sehr hingezogen fühlte und dem ich so mein unbedingtes Vertrauen und meine aufrichtigste Hochachtung schenkte, als Washington, diesen größten Mann, den Nordamerika jemals hervorgebracht hat und auch wohl für lange Zeit noch hervorbringen wird. Das war ein Mann, auf den sein Vaterland mit Recht stolz sein konnte, denn so einer wird nicht so leicht wieder geboren. In rein militärischer Hinsicht stand er als Feldherr nicht gar so großartig da, und konnte sich mit einem Friedrich den Großen, ja auch nur mit einem Prinz Heinrich von Preußen und den Generälen Fouqué, Seidlitz, Ziethen und anderen preußischen Heerführern kaum vergleichen. In

der Großartigkeit seiner Gesinnung, der unbedingten Aufopferungsfähigkeit für die Sache, welche er ergriffen hatte, und seiner Hochherzigkeit, Treue, rastlosen Thätigkeit, Kalblütigkeit in jeglicher Gefahr, und Klarheit, mit der er selbst die verwickeltsten politischen Verhältnisse durchschaute, war er aber ein Mann, der sich mit den gefeiertsten Helden der alten wie der neuen Zeit vollkommen messen konnte, ja viele von ihnen gewiß noch übertraf. Auch körperlich war er ein schöner, kräftiger Mann, der fast an sechs Fuß Größe, einen sehr starken Körperbau und einen regelmäßigen Gesichtsausdruck, in dem jedoch gewöhnlich etwas Ernsthaftes lag, besaß. So war der damalige Oberst Washington, der sich später als General und nachheriger Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika einen so hochberühmten Namen erwarb, beschaffen.

Ich habe die feste Ueberzeugung, daß ohne seine mächtige Hülfe unser Unabhängigkeitskrieg gegen England niemals gelungen sein würde, und wir eben jetzt noch, statt ein selbstständiger, allgemein geachteter Freistaat, eine von der englischen brutalen Willkür unterdrückte und gemißhandelte Colonie sein würden. Ehre und

Ruhm sei ihm für das, was er für uns Alle hier in Nordamerika gethan, daher für alle Zeiten, und wenn unsere Vereinigten Staaten sich selbst ehren wollen, so können sie auch sein Andenken gar nicht genug hochachten.

Es war mir ungemein erfreulich, daß der Oberst Washington auch Wohlgefallen an meiner Person zu finden schien. Er hatte gehört, daß ich fast den ganzen Siebenjährigen Krieg als ein preußischer Officier mitgekämpft hatte, und brachte nun gleich das Gespräch darauf. Dabei zeigte er sich ganz unterrichtet, so weit man dies aus Büchern sein kann, und wußte in allen Feldzügen Friedrich's des Großen genau Bescheid.

Als Feldherr stellte er den König von Preußen nun ungemein hoch und sagte, er habe die Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker genau studirt, aber niemals gefunden, daß ein Kriegsheld Gleiches gethan, und mit einem so kleinen Heere ganze sieben Jahre hindurch einer so sehr bedeutenden Uebermacht siegreichen Widerstand geleistet habe, als Friedrich der Große dies gethan. Lange nicht so hoch schien er ihn als Mensch zu halten, und meinte, er glaube, daß er zur Despotie geneigt sei. Ich sagte ihm,

dies könne ich nicht beurtheilen, allein so weit ich es verstehe, hätte der König von Preußen stets so gehandelt, wie er hätte handeln müssen, und was vielleicht für Despotie gehalten würde, sei nur die reine Nothwendigkeit gewesen.

Von nun an verkehrte ich viel und gern mit dem Obersten Washington, und er war mir ein sehr umsichtiger Rathgeber, wie ich meine Plantage am besten bewirthschaften könne. Ich ritt gewiß alle Monate ein- bis zweimal nach Mount-Vernon, das reizend am Potomac lag, und wo ich stets auf das gastfreundlichste aufgenommen wurde; ebenso beehrte mich der Oberst mitunter mit seinem Besuche. Auch unsere beiden Frauen fanden Gefallen an einander und besuchten sich häufig, was uns Männern denn auch sehr angenehm war.

Es war stets ein sehr gastfreies Leben in Mount-Vernon und die angesehensten Männer aus ganz Virginien verkehrten häufig dort. Dabei war die Lebensweise zwar sehr einfach und ganz von jeglichem Luxus entfernt, aber doch reichlich, und es wurden große Quantitäten von Lebensmitteln aller Art dort verbraucht. Da die Pflanzung sehr ertragreich und der Oberst Washington überhaupt recht wohlhabend war,

so konnte er diese Ausgaben gut bestreiten. Wie auf allen Pflanzungen in Virginien, so war der Tabaksbau die Haupteinnahme in Mount-Vernon, und es wurden zu diesem Zwecke wohl an zweihundert Negersclaven dort gehalten, die in jeder Hinsicht vortrefflich behandelt wurden. Der daselbst gebaute Tabak war ausgezeichnet, und der Oberst, der Alles mit der größten Sorgfalt selbst überwachte, erhielt von den Händlern stets höhere Preise als die anderen Pflanzer, die weniger aufmerksam waren. Sonst hatte er noch eine ziemlich ausgedehnte Viehzucht und besaß namentlich mehrere schöne Pferde, auf die er großen Werth legte. Da der Boden der Pflanzung, die ich besaß, sich nicht besonders zum Tabaksbau eignete, ich auch kein hinreichendes Capital hatte, um zu den vielen Arbeiten, welche die Tabakspflanze erfordert, die nöthigen Negersclaven zu halten, so gab mir Washington den Rath, mich vorzugsweise auf Viehzucht zu legen. Ich kaufte mir also sehr gute Kühe und nahm eine deutsche Wirthschafterin an, die das Buttern und Käsemachen aus dem Grunde verstand, und so verkaufte ich viele Butter und namentlich auch Käse an alle Pflanzungen, die am Potomac lagen, und erzielte eine gute Einnahme dabei. So ver-

gingen mir die Jahre 1769 und 1770 im größten Glücke, und da mir meine liebe Frau, deren Werth ich täglich mehr zu schätzen wußte, auch zwei gesunde Mädchen geschenkt hatte, so fehlte mir wirklich nichts an meinem Glück, und ich konnte Gott nur aus vollem Herzen dafür danken, daß er mich hieher nach Nordamerika geführt und ein so ruhiges Leben beschieden hatte.

Im Winter 1771 bis 1772 begleitete ich den Obersten Washington auf einer größeren Reise an den Ufern des Ohio. Wir fuhren theilweise in einem großen Canoe auf dem Fluß, setzten aber häufig auch unsere Wanderungen zu Fuß fort durch die ungeheuern Waldungen, welche sich hier noch über Hunderte von Meilen erstrecken. Proviant hatten wir in hinreichender Menge bei uns, und da es an Wild nicht fehlte und unsere kleine Reisegesellschaft mehrere vorzügliche Büchsenschützen besaß, so hatten wir Hirsche, Truthühner und wilde Tauben stets im Ueberfluß. Von großem Interesse war es mir jetzt, viel mit den Indianerstämmen zusammen zu kommen, die sich am Ohio noch sehr zahlreich aufhielten. Der Oberst Washington kannte von seinen früheren Feldzügen als Milizofficier gegen die Franzosen noch mehrere Häuptlinge der Indianerstämme,

die hier wohnten, und so wurden wir in deren Lagern stets sehr freundlich aufgenommen und mußten mit den Häuptlingen oft die Friedenspfeife rauchen. Es waren sehr viel schöne, kräftige Männer unter den Indianern, deren ernstes Wesen und feste Männlichkeit in allen ihren Bewegungen und Handlungen mir überhaupt ungemein gefiel; besonders im Vergleich zu dem oftmals unangenehmen Benehmen, wodurch sich die Negersclaven auszeichnen. Abgesehen von ihrer dunkelbraunen Hautfarbe und ihrer Kleidung, konnte ich die Indianer stets als mit mir auf gleicher Stufe stehende Menschen betrachten, während ich bei den Negern immer das Gefühl hegte, als gehörten alle Weißen einer weit höheren Gattung des Menschengeschlechtes an, und diese Schwarzen wären nur eine Art von Halbmenschen. Das Unangenehmste seit meiner Ankunft in Virginien waren die vielen Negersclaven, die man daselbst antrifft, und die besonders auf den Tabaksplantagen gar nicht entbehrt werden können. Wenn wir hier gar keine Negersclaven zu halten brauchten, würde das Leben noch einmal so angenehm sein; allein das geht nun einmal nicht an, denn ich wüßte gar nicht, wer die Arbeit anders thun sollte, als solche Schwarze.

Sehr befriedigt von diesem Ausfluge nach den Ufern des Ohio, kehrte ich in Begleitung Washington's nach dem Potomac zurück, und war ungemein erfreut, als ich vor meinem Haus zu Friedrichsburg vorritt und meine Frau mir mit dem lieben kleinen Mädchen auf dem Arme entgegenkam. Ein größeres Glück, als so ein Wiedersehen seiner Lieben und eine Zurückkunft in einen theuern Familienkreis nach einer Abwesenheit, giebt es doch gar nicht auf Erden.

Im Jahr 1774 wurden die Zwistigkeiten, welche schon seit einigen Jahren zwischen England und den nordamerikanischen Staaten bestanden hatten, immer heftiger. Das englische Parlament in London trat in seinem brutalen Uebermuth unsere Rechte förmlich mit Füßen und wollte uns behandeln, als wenn wir ein Volk von besiegten Sclaven wären. So konnte dies nicht länger fortgehen, und die Herren in England mußten Vernunft und Recht annehmen, oder es kam zu einem heftigen Zusammenstoß.

Im Mai 1774 fand in Williamsburg eine Versammlung der angesehensten Männer aus der ganzen Provinz statt, in welcher eine Schrift aufgesetzt wurde, die in zwar gemäßigten, aber doch sehr bestimmten Ausdrücken eine Abhülfe

aller unserer gerechten Beschwerden verlangte. Der Oberst Washington und ein angesehener Pflanzer, William Mason, der unweit von mir am Potomac wohnte, sowie auch mein alter Schwiegervater, hatten diese Schrift unserem Gouverneur übergeben, waren aber von diesem sehr ungnädig abgewiesen worden. So wurde denn im ganzen Lande die Ansicht immer allgemeiner, daß zuletzt doch nichts übrig bleiben werde, als diesen Kampf mit den Waffen auszufechten, obgleich wir Pflanzer, die Haus und Hof, Weib und Kind hatten, natürlich sehr ungern zu einem solchen blutigen Streit schreiten wollten. Schon von früherer Zeit her bestanden in ganz Virginien Milizcompagnien, die sehr häufig zu Kämpfen gegen Indianer verwandt wurden, und diese Einrichtung hatte das Gute, daß die Leute in den Waffen geübt waren und wenigstens sogleich einigermaßen brauchbare Truppen abgeben konnten. Als nun die Versammlung in Williamsburg so schnöde behandelt worden war, faßten wir den Beschluß, daß die Milizcompagnien vermehrt und auch öfterer geübt werden sollten. Es wurde nun der Oberst Washington einstimmig zum Befehlshaber der gesammten Miliz von Virginien erwählt, während man mir, in

Betracht meiner früheren Dienstzeit als preu-ßischer Officier in dem Heere Friedrich's des Großen, die Führung einer Compagnie Büchsen-schützen anvertraute. Ich hatte zwar keine Nei-gung mehr zu kriegerischen Thaten und lebte lieber im Kreise meiner Familie auf meiner Pflanzung, als daß ich mich auf's Neue in den Kampf stürzte, doch schien es mir nur eine Mannespflicht zu sein, daß ich alle meine Kräfte und Erfahrungen jetzt auch meinem neuen Vater-lande Nordamerika mit dem größten Eifer wid-mete, wenn es wirklich zum Kampfe kommen sollte. Auch in meiner wackern Frau lebte ein viel zu patriotischer Geist, als daß sie mich nur im allermindesten davon zurückgehalten hätte; im Gegentheil bestärkte sie mich noch mehr in meinem Entschlusse, wenn es einer solchen Mah-nung noch bedurft hätte. Ein Gleiches that mein Schwiegervater, dieser wackere Greis, dessen höch-stes Bedauern es war, daß seine zweiundsiebenzig Jahre ihm nicht gestatteten, mit in das Feld zu ziehen, sobald es zum Kriege käme. Immer drohender wurden jetzt die aus Boston zu uns dringenden Nachrichten, wo die Engländer mit der größten Brutalität auftraten, und es konnte

kaum noch zweifelhaft sein, daß nur die Waffen, und sonst weiter nichts, uns zu retten vermochten.

Am 20. März 1775 war ich zu einem großen Congresse in Richmond, wo es sehr lebhaft zuging, und als ich die Rückreise mit dem Obersten Washington gemeinsam machte, sagte dieser beim Abschiede noch zu mir: „Lieber Freund, als Sie unseren nordamerikanischen Boden hier betraten, hätten Sie wohl nicht geglaubt, daß Sie Ihre Erfahrungen als preußischer Officier noch würden dazu benutzen müssen, um hier abermals in einen blutigen Streit gegen eine große feindliche Uebermacht zu ziehen, und doch, fürchte ich, bleibt uns nun nichts Anderes mehr übrig, als der Krieg, denn ein Volk, das seine Ehre verliert und nicht den letzten Blutstropfen daran setzt, um diese zu schützen, hat Alles verloren, und darf keinen größeren Anspruch auf Achtung machen, als ein Haufe halbthierischer Neger. Leben Sie wohl und seien Sie auf Alles gefaßt." Mit diesen Worten schüttelte der edle Washington mir noch die Hand und gab dann seinem Rosse die Sporen, um nach Mount-Vernon hinzusprengen.

Von nun an übten wir uns fleißiger als je in den Waffen, und die Compagnie freiwilliger

Büchsenschützen, welche ich die Ehre hatte zu befehligen, leistete schon Tüchtiges, wenn sie freilich auch noch lange nicht so stramm und fest exercirte, als eine Compagnie preußischer Infanterie. Es waren hundertachtzig junge, kräftige Männer, fast alle im sichern Gebrauche der Büchse wohl erfahren; größtentheils waren es junge Pflanzer, Jäger, auch Plantagenaufseher. Zwei meiner Schwäger, beide prächtige Menschen, befanden sich ebenfalls dabei.

Im Juni 1775 erhielt ich plötzlich die überraschende, aber auch äußerst erfreuliche Nachricht, daß der Congreß den Oberst Washington zum obersten Befehlshaber der gesammten nordamerikanischen Landmacht erwählt und dieser die Stelle auch angenommen habe. Wenn wir einen solchen edlen Befehlshaber hatten, so mußte unsere gerechte Sache siegen, das war meine feste und unerschütterliche Ueberzeugung. Ich ritt sogleich nach Mount-Vernon, um dem Obersten zu gratuliren, fand ihn leider aber nicht mehr zu Hause, da er schon nach Richmond abgereist war. Die Festigkeit und Würde der Gattin Washington's, bei welcher ich den Abend zubrachte, gefiel mir wiederholt bei dieser Gelegenheit.

Wahrhaftig, sie war eine Frau, die eines solchen Mannes auch würdig war.

Am 11. Juli erhielt auch meine Schützencompagnie Befehl zum Ausmarsch, und zwar sollte sie sich nach Cambridge begeben, wo ein Theil unserer Truppen zusammengezogen wurde. Ich gehörte zu der Brigade, die ein Milizoberst, Nathanael Green, ein alter, erfahrener Mann, der schon früher lange gegen die Indianer und Franzosen gedient hatte, befehligte. Es ist doch ein ganz anderes Ding, wenn man Frau und Kind besitzt, und soll dann von diesen Abschied nehmen, um in den Krieg zu ziehen, als wenn ein lediger Mensch dies thut, der wenig zu verlieren hat; das empfand ich jetzt so recht. Wahrhaftig, als ich am Morgen mit meiner Frau noch einmal auf unserer Plantage umhergegangen war und von den Leuten und Sclaven Abschied genommen hatte, meine beiden kleinen Mädchen mich noch umfaßten und bitterlich weinten, und ich nun meiner Frau den letzten Abschiedskuß gab, da fühlte ich plötzlich, daß es mir ganz naß in den Augen wurde, und dies war mir bisher noch niemals passirt. Doch es galt ja die Rettung meines jetzigen Heimathlandes, und da mußte jedes andere Gefühl voll-

ständig schweigen. Und so schwang ich mich denn auf mein Pferd und galoppirte meiner inzwischen schon voraufmarschirten Compagnie nach.

Es war eine wahre Freude, diese Compagnie zu commandiren. Lauter tüchtige, anständige Männer, die nur aus Patriotismus und von weiter keiner andern Absicht getrieben, Haus und Hof und Familie verlassen hatten, um ihr Vaterland vor frechem Uebermuth zu schützen, dienten darin. Wenn auch Alles bei uns noch keinen rechten militärischen Schick hatte, und Manches zu wünschen übrig blieb, so war doch der Keim vortrefflich und die Disciplin in ihrer Hauptsache vollkommen genügend. Welch ein Unterschied zwischen dieser freiwilligen Schützencompagnie, die ich jetzt, und der Freicompagnie, die ich im Heere Friedrich's des Großen befehligt hatte, und in der die ärgsten Taugenichtse blos durch die größte Härte und die schonungslosesten Prügel einigermaßen in Ordnung gehalten werden konnten. Freilich, was Uebung, Fertigkeit in geschlossenen Bewegungen, und nun gar vor Allem die große Zahl tüchtiger, durch und durch unterrichteter Officiere anbetraf, war die preußische Armee der nordamerikanischen Unionsarmee stets unendlich weit überlegen,

und Schlachten, wie bei Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf und Torgau, hätten wir nun und nimmermehr zu liefern vermocht, und wäre ein Friedrich der Große mit nur dreißigtausend Mann seiner altpreußischen Regimenter uns gegenüber gewesen, niemals hätte Nordamerika sich die Unabhängigkeit errungen.

Wir marschirten in Eilmärschen nach Cambridge und legten die dreihundert englischen Meilen bis dahin in einer ungemein kurzen Zeit zurück. Ein allgemeiner Enthusiasmus ging jetzt durch alle Staaten von Nordamerika, und wenn auch die englische Regierung, besonders in den Nordstaaten, noch viele Anhänger besaß, so war die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung doch fest entschlossen, das Aeußerste zu wagen, um in diesem gerechten Kampfe gegen die englische Tyrannei zu siegen. Wirklich, die Begeisterung, welche jetzt bei Alt und Jung, Vornehm und Gering herrschte, hatte viel Aehnlichkeit mit den Gefühlen, die während des Siebenjährigen Krieges in den altpreußischen Provinzen gang und gäbe waren, wo die wirklich braven Leute lieber Alles opfern, als ihren König Friedrich den Großen untergehen lassen wollten.

In dem Lager von Cambridge, wo jetzt

10,000 Mann nordamerikanische Truppen zusammen kamen, herrschte viel kriegerisches Leben. Zwar waren manche Milizregimenter nur schlecht ausgerüstet, und wer an stramme Soldatenzucht gewöhnt war, hätte gar Vieles bei uns herzlich schlecht gefunden, allein die Begeisterung, die Alle erfaßte, und die wahre Tüchtigkeit so vieler Männer aus allen Ständen, die im Heere dienten, mußte Manches wieder ausgleichen. Nur in einigen Milizregimentern, die besonders aus den großen Städten des Nordens rekrutirt waren, befanden sich manche rohe Kerle und Taugenichtse, die nur Lärm und Unfug anrichteten und, da die Strafgewalt der Officiere nur gering war, mehr schadeten als irgendwie nützten. Wenn so fünf bis sechs Milizregimenter aus New-York und Philadelphia unter altpreußischer Zucht gestanden hätten und von altpreußischen Officieren commandirt worden wären, so hätte dies dem Heere einen großen Vortheil gebracht.

Die Seele des Ganzen in dem Lager von Cambridge war unser Obergeneral Washington. Wahrhaftig, was der Mann jetzt Alles leistete, und welchen körperlichen und geistigen Anstrengungen er sich fast unaufhörlich unterzog, um der Sache des Vaterlandes zu nützen, grenzte

an das Unglaubliche. Und wie belebend war sein Einfluß auf Alle, die mit ihm in Berührung kamen; welche Begeisterung wußte er den Truppen einzuflößen! Als er meine Compagnie gemustert hatte, äußerte er in wenigen Worten seine Zufriedenheit über deren Aussehen, und sagte dann zu mir, indem er mir die Hand reichte:

„Man sieht, daß Sie das Soldatenhandwerk in der guten preußischen Schule gelernt haben, und Ihren Lehrmeistern Ehre machen; Sie sollen daher auch den Vorzug haben, an einer eben so gefährlichen und beschwerlichen, wie ehrenvollen und wichtigen Unternehmung mit Ihrer Compagnie Antheil nehmen zu dürfen."

So brachen wir schon wenige Tage nach unserer Ankunft im Lager von Cambridge wieder auf, um eine Expedition unter dem Befehl des Obersten Arnold nach Canada zu machen. Wir waren 1100 Mann stark, von denen jedoch an 400 Mann unter dem Befehl eines schuftigen Stabsofficiers bereits nach einigen Tagen ganz eigenmächtig unter dem Vorwande, daß ihnen der Proviant ausgegangen sei, wieder umkehrten.

Solche Eigenmächtigkeiten einzelner Befehls-

haber, welche nicht gehorchen wollten, kamen leider nur zu oft vor, wurden lange nicht mit der nöthigen Strenge bestraft und schadeten dann sehr.

Wir Uebrigen setzten nun unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen aller Art, bei denen jedoch der gute Wille unserer Soldaten das Aeußerste leistete, den Marsch nach Canada fort. Fast zwei Monate mußten wir unausgesetzt marschiren, und die Strapazen verminderten unsere Schaar bis auf 600 Mann; da konnten wir uns endlich vor Quebeck, der Hauptstadt des englischen Canada, lagern.

Hier kam ich denn nun auch auf nordamerikanischem Boden zuerst in das Gefecht. Meine Compagnie stand auf Vorposten, als sie von einer überlegenen englischen Schaar heftig angegriffen wurde. Meine Hauptsorge war nur, daß meine ungeübten Soldaten zu schnell feuern möchten. So sagte ich ihnen denn: „Kameraden, spart Euer Feuer, zielt genau, und gebt lieber einen sichern, als zwei unsichere Schüsse. Und dann nehmt besonders die englischen Officiere und Unterofficiere scharf auf das Korn.“ Das war meine ganze Rede.

Wir stellten uns nun hinter Bäumen gedeckt

auf und ließen die Engländer bis auf zweihundert Schritte ruhig herankommen. „Jetzt gebe die Hälfte von Euch, Alle, die ungerade Nummern haben, Feuer, und die Anderen, die gerade Nummern haben, warten, bis die Ersten wieder zu laden anfangen!" rief ich mit voller Stimme. Und besser, wie ich dies selbst gehofft hatte, benahmen sich meine Leute. Sie feuerten so ruhig und dabei sicher, daß die Engländer, nachdem sie nur zwei Salven bekommen hatten, schnell wieder umkehrten, wobei sie zehn bis zwölf Todte, darunter zwei Officiere, auf dem Platz liegen ließen. Wir sandten ihnen noch einige gute Kugeln zum Abschiede nach und begaben uns dann nach dem Platze, wo die gefallenen Feinde lagen. Ihre Taschen wurden untersucht und Alles, was wir an Geld und Geldeswerth darin fanden, zusammengepackt und am andern Tage durch eine sichere Gelegenheit dem in Quebeck commandirenden englischen General mit einem höflichen Schreiben gesandt. Meine Soldaten waren viel zu anständig und gebildet, und größtentheils auch zu wohlhabend, als daß sie derartiges Geld behalten hätten. Wie anders war hierin das Gesindel der preußischen Freicompagnie, die ich im Siebenjährigen Kriege befehligte. Von den gefal-

lenen englischen Officieren war der eine ein noch sehr hübscher junger Mann. In seiner Brieftasche befanden sich Briefe seiner alten Mutter an ihn voll der zärtlichsten Mutterliebe und der größten Sorge um sein Leben. Ich ersah daraus, daß der Erschossene ein Neffe des Lord Keith, meines früheren Herrn, der mich nach Nordamerika gebracht hatte, war, und so that mir sein Tod doppelt leid.

Der Oberst Arnold, der unser kleines Corps befehligte, forderte nun zwar die Stadt Quebeck zur Uebergabe auf, erhielt aber, wie vorauszusehen war, eine abschlägige Antwort. Um einen Angriff auf die Stadt, die an tausend Mann englischer Truppen als Garnison hatte, zu unternehmen, waren wir viel zu schwach, und so lagerten wir uns denn eine deutsche Meile davon entfernt und führten den kleinen Krieg gegen die Engländer, bei dem aber im Ganzen nicht allzu viel herauskam. In diesem Lager plagte uns die Kälte sehr, und so hatten sich denn zuletzt alle unsere Soldaten große Pelzröcke angeschafft, so daß wir aus der Ferne mehr Bären als Menschen ähnlich sahen. Sonst bestand unser Anzug aus ledernen Jagdhemden, wie solche die Jäger in Amerika gewöhnlich tragen, kurzen Pluder-

hosen und hohen Jagdstiefeln, denn von einer eigentlichen Uniform konnte bei allen diesen freiwilligen Schützencompagnien nicht die Rede sein.

Während wir noch vor Quebeck lagen und mit den Engländern scharmutzirten, war der amerikanische General Montgomery auch in Canada eingedrungen und hatte die wichtige Stadt Montreal besetzt. Als dies geschehen war, kam er zu uns in das Lager vor Quebeck und vereinigte sich hier mit uns.

Es waren aber inzwischen mehrere frische Regimenter englischer Truppen bei Quebeck gelandet, und dadurch war die Uebermacht der Feinde sehr groß. Dazu hatten sie Geschütze, die wir leider gar nicht besaßen, und einen Ueberfluß an Munition, woran wir den empfindlichsten Mangel litten. Es war fast unmöglich, uns hier Pulver und Blei in genügender Menge zu verschaffen, und die Patronen, welche wir den Feinden wegnahmen und die dann in Ladungen für unsere Büchsen und Flinten umgewandelt wurden, bildeten unser einziges Hülfsmittel. In meiner Schützencompagnie hatte der einzelne Mann durchschnittlich nicht mehr als zehn Patronen für seine Büchse, und ich wußte nicht, woher ich mehr Munition schaffen sollte. Dabei litten wir trotz

unserer großen Bärenpelze von der Kälte und dem schlechten Wetter sehr, da wir fortwährend im Freien campiren mußten, und die Winter in Canada bekanntlich sehr rauh sind. So konnte es denn nicht fehlen, daß Krankheiten und Todesfälle unsere Reihen ungemein schwächten. Besonders auch meine Schützencompagnie aus Virginien, wo ein warmes Klima herrscht und die Bevölkerung daher nicht an Kälte gewöhnt ist, schmolz sehr zusammen. Gar mancher brave Mann, der sich mit schwerem Herzen von seiner Familie losgerissen hatte, um seine Ehrenpflicht, das Vaterland zu vertheidigen, mit seinen besten Kräften zu erfüllen, mußte hier schon frühzeitig den Tod finden.

So konnte es denn nicht anders kommen, als daß die Engländer, die jetzt mit voller Kraft einen Ausfall aus Quebeck machten, uns ganz entschieden zurückschlugen. Besonders gegen das englische Kanonenfeuer wollten unsere ungeübten Miliz- und Schützencompagnien, die so etwas gar nicht kannten, nicht hinan, und stäubten bald auseinander, als sie nur erst eine Kartätschensalve erhalten hatten. In das feindliche Batteriefeuer hinein zu marschiren, verstanden die Soldaten Friedrich's des Großen denn doch weit besser,

und wenn wir nur so ein altes strammes pommersches oder brandenburgisches Infanterie-Regiment hier gehabt hätten, wäre die englische Batterie, die uns jetzt so bald auseinander brachte, schnell erobert worden. Wir Officiere warfen uns nun zwar mit aller Kraft unseren rückwärts fliehenden Leuten entgegen und suchten sie wieder zum Stehen zu bringen, allein vergeblich. Bei dieser Gelegenheit wurde unser sehr brave General Montgomery, als er gerade ein Milizregiment aus Connecticut, welches das schlechteste Beispiel zu dem eiligen Rückzug gegeben hatte, mit dem Degen in der Faust zum Stillstand zu bringen versuchte, gerade durch die Brust getroffen, so daß er auf der Stelle zusammenstürzte. Es war dies ein sehr harter Verlust für das junge amerikanische Unionsheer, denn der General Montgomery gehörte unbedingt zu den tüchtigsten Officieren desselben, und wir hatten leider nur einen zu großen Mangel an derartigen Männern. Es war nur ein Glück, daß die englische reguläre Landmacht, deren schlecht schießende Soldaten einen großen Respect vor den sicheren Büchsenkugeln unserer Schützen zeigten, uns nicht in die Wälder zu folgen wagten, sonst wären wir Alle ganz entschieden verloren gewesen.

So konnten wir denn doch noch ziemlich unbelästigt unsern Rückzug antreten.

Im Mai 1776 langten wir ungemein zusammengeschmolzen am Hudson an, und bezogen dort Cantonnirungen, um uns einigermaßen wieder zu erholen. Meine Compagnie zählte kaum noch vierzig Mann unter den Waffen.

Im Monat Juni beschloß der nordamerikanische Congreß auch die feierliche Unabhängigkeitserklärung von England, die bis dahin noch niemals öffentlich ausgesprochen war. Bisher waren wir nur die Colonien von Nordamerika gewesen, von jetzt an wurden wir „die Vereinigten freien Staaten."

Es war ein ungemein feierlicher Tag für uns Alle, als diese Unabhängigkeitserklärung des Congresses proclamirt wurde, und trotz unsers übeln Zustandes suchten wir diesen so gut wie möglich zu feiern. Wir waren von nun an keine englischen Colonisten mehr, sondern freie, unabhängige Bürger eines Freistaates, und das ist schon ein schönes Wort, dessen wahre Bedeutung nur der zu fühlen vermag, der dies selbst ist.

Wollten wir aber wirklich einen geachteten Freistaat bilden und unsere Unabhängigkeit im

vollsten Sinne erringen, so bedurfte es dazu noch langer und schwerer Kämpfe; dies konnte Jeder, der nur einige Einsicht besaß, mit Sicherheit voraussehen. So leicht gaben die Engländer eine reiche Colonie, wie die von Nordamerika war, nicht auf, sondern setzten sicherlich ihre ganze Kraft daran, sie auch für die Zukunft zu behaupten, und zwar um so mehr, da ein großer Theil der reichen Kaufleute in unseren nördlichen Seestädten im Grunde ihres Herzens sehr englisch gesinnt waren. Wenn mir nun auch die Engländer im Allgemeinen wegen ihrer Brutalität und ihres rohen Uebermuthes gegen andere, schwächere Völker sehr verhaßt gewesen sind, so kann man doch nicht läugnen, daß sie Tapferkeit und Energie in hohem Grade besitzen und sehr gefährliche Feinde abgeben. Und was England nicht an Soldaten selbst besaß, das kaufte es sich für sein schweres Geld von anderen Fürsten. Da waren in Deutschland mehrere kleine Fürsten, so besonders der von Hessen und von Nassau, und wie die anderen Kerle noch weiter heißen mochten, die erbärmlich genug waren, ihre Regimenter förmlich an die Engländer zu verkaufen. An diesen kleinen Fürstenhöfen soll stets ungeheure Pracht geherrscht haben und

Tausende von Thalern für Maitressen und glänzende Hoffeste verausgabt werden. Da war denn freilich in den Kassen jener Herren immer ein Mangel, und nun suchten sie diesem dadurch abzuhelfen, daß sie ihre braven Soldaten Kopf für Kopf an die Engländer verschacherten, ebenso als wenn es rohe schwarze Negersclaven und nicht tüchtige deutsche Soldaten gewesen wären. Pfui der Schande über solche Fürsten, die so wenig Ehre im Leibe besaßen, daß sie einen derartigen Menschenhandel treiben konnten. Es ward bei uns in Nordamerika erzählt, daß der englische Gesandte auch bei unserem großen Preußenkönig gewesen sei und ihm den Vorschlag gemacht habe, daß er an England 20,000 Mann preußische Soldaten für viele Millionen Thaler verkaufen oder vermiethen solle. Unser alte Fritz soll aber nach seinem Krückstock gegriffen, und dem englischen Gesandten gesagt haben: wenn er sich noch einmal unterstehe, ihm einen solchen infamen Vorschlag zu machen, so würde er ihn mit dem Stocke hinter die Ohren schlagen, trotz seiner Gesandtenwürde. Er sei ein König von Preußen und habe Ehre im Leibe, und sei kein solcher Kurfürst von Hessen oder ein anderer Fürst, der von Ehre nichts wisse, wenn er

nur Geld bekommen könnte. Ein König von Preußen aber brauche kein fremdes Geld, denn bei sparsamer Wirthschaft seien seine Kassen auch so schon immer gefüllt.

So soll, wie man bei uns im nordamerikanischen Heere allgemein erzählte, der König Friedrich der Große zu dem englischen Gesandten gesagt haben, und als ich dies hörte, wurde ich doppelt stolz darauf, daß ich ein geborener Preuße war und einem solchen König, und nicht einem Kurfürsten von Hessen oder ähnlichen ehrlosen Fürsten gedient hatte. Uebrigens waren die kurhessischen Truppen, welche jetzt nach Nordamerika geschickt waren, um gegen uns zu kämpfen, sehr brave Soldaten, die muthig und gewandt fochten und viel mehr militärische Geschicklichkeit als die Engländer besaßen. Was konnten diese armen Leute dafür, daß sie solchen Schubjack von Kurfürsten hatten. Sehr viele von ihnen sind übrigens zu uns desertirt und kämpften dann muthig in unseren Reihen. Wenn ich nun auch sonst jede Desertion bei einem Soldaten mit Recht sehr verachte, so ist es doch in solchem Falle etwas ganz Anderes, und bei Truppen, welche willenlos an ein fremdes Land verkauft werden, um für eine ihnen ganz fremde

Sache zu fechten, kann man den einzelnen Leuten wahrlich nicht verdenken, wenn sie jede ihnen nur irgendwie günstige Gelegenheit zur Desertion benutzen.

Ich habe es mir stets zu einem besondern Geschäfte gemacht, von den uns gegenüberstehenden deutschen Soldtruppen so viele Soldaten wie nur möglich zur Desertion zu bewegen, und freue mich, daß mir dies bei einigen Hundert Mann gelungen ist.

Während aber jetzt kurhessische und andere deutsche Soldtruppen gegen uns fochten, landeten mehrere frühere preußische Officiere, welche den Entschluß gefaßt hatten, unserer gerechten Sache mit ihren Kenntnissen zu nützen, in New-York und nahmen in unserem Heere sogleich Dienst, wo sie mit der größten Freude begrüßt wurden. Es waren mehrere sehr vorzügliche Officiere darunter, Männer, deren Kopf und Herz auf dem rechten Fleck saß, und ich fühlte mich doppelt stolz darauf, sie als meine Landsleute, mit denen ich früher die gleiche Uniform zu tragen die Ehre gehabt hatte, begrüßen zu können. Sowohl an Rang wie Fähigkeit und Charakter der ausgezeichnetste von diesen früheren preußischen Officieren war entschieden der Oberst von

Steuben. Er war früher mehrere Jahre Adjutant Friedrich's des Großen gewesen und hatte als solcher den ganzen Siebenjährigen Krieg mitgemacht. Schon dies spricht sehr für ihn, denn ein Officier, der von dem alten Fritz zum Adjutanten genommen wurde, mußte schon ein sehr tüchtiger Mann und kein Dummkopf sein. Der General Washington, der sogleich einsah, daß der Oberst von Steuben eine viel bessere militärische Erfahrung hatte, als er selbst, und in Allem, was zur Kriegführung gehörte, weit umfassendere Kenntnisse zeigte, als man sich in Amerika erwerben konnte, machte ihn zum Chef seines Stabes. Als solcher war er die Seele des ganzen Unabhängigkeitskrieges der Nordamerikaner, und hat uns die größten Dienste geleistet. Ja, es wäre leicht möglich gewesen, daß ohne die bedeutende Erfahrung des Obersten und nachherigen Generals von Steuben unser gerechter Kampf zuletzt doch schlecht geendet hätte. Ehre sei ihm daher für alle Zeiten, und sein Andenken wird in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stets ein gesegnetes sein.

Nach der Unabhängigkeitserklärung des Congresses wurde in allen Staaten mit vermehrtem Eifer gerüstet. Wollten wir wirklich unser hohes

Ziel erreichen, so mußten wir mit äußerster Anspannung aller Kräfte auch dafür kämpfen, denn mit schönen Reden und hochtönenden Proclamationen wurde nicht viel erreicht. Damit lockte man keinen Hund hinter dem Ofen hervor, und schlug viel weniger die Engländer aus Nordamerika hinaus. Es wurde jetzt auch eine bessere Organisation der Armee vorgenommen, und besonders die Disciplin der Milizregimenter, welche bisher viel zu wünschen übrig gelassen hatte, weit strenger gehandhabt und dieselben den sogenannten regulären Continentaltruppen, die bis jetzt das Meiste gethan hatten, gleichgestellt. Die Thätigkeit, Umsicht und Energie unseres General Washington leistete jetzt das Außerordentlichste, und der Mann schien sich zu verzehnfachen, solche Arbeitslast ruhte auf ihm. Und mit welcher Dummheit, Kleinlichkeit, Erbärmlichkeit, Eitelkeit hatte dieser große Mann oft leider nur zu sehr zu kämpfen. Es war hier in Amerika nicht so wie in Preußen, wo der König nur zu befehlen brauchte, und die Anderen, ohne nur zu mucksen, schnell gehorchen mußten, wenn sie nicht infam aus dem Dienst gejagt oder gar vor ein Kriegsgericht gestellt werden wollten, sondern Washington mußte oft,

statt zu befehlen, nur bitten oder ermahnen, und zu einer Sache, die er auf directen Befehl in einer Stunde hätte erreichen können, durch die vielen nothwendig werdenden Umwege ganze Wochen gebrauchen. Die Freiheit ist eine gar schöne Sache, aber beim Kriegführen taugt sie nicht viel, und ein General muß zugleich auch Dictator sein, davon habe ich mich hier während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges nur zu oft überzeugt. Wäre der General Washington nicht ein so außerordentlich großer Mann gewesen, und hätten die Engländer nicht häufig nur zu schlechte Generale gehabt, niemals wäre das schöne Ziel der vollständigen Unabhängigkeit von uns erreicht worden, das bleibt nun einmal eine unbestreitbare Thatsache.

In Folge der Vermehrung unserer Truppen wurde die von mir befehligte Schützencompagnie zum Stamme eines virginischen Bataillons erhoben, über welches ich als Major den Befehl erhielt. Wir sollten eigentlich die Stärke von achthundert Mann haben, sind aber niemals über sechshundert Mann in den Gliedern gewesen.

An dem unglücklichen Gefecht bei Long-Island, wo ein Theil unserer Milizregimenter sich höchst erbärmlich schlug, so daß der englische

General Howe einen vollständigen Sieg errang, habe ich nicht theilgenommen. Ich war damals nach den Ufern des Hudson abcommandirt, und wir führten einen kleinen Krieg mit englischen Streifcorps, wobei auf beiden Seiten nicht viel herauskam. Mein neues Bataillon kam nun zu der Division, welche General Lee befehligte, und wir rückten in ein stark befestigtes Lager bei Wites-Plaines. Hier hatte ich auch Gelegenheit, den General Washington, den ich während eines ganzen Jahres nicht wieder gesehen hatte, begrüßen zu können und mich an seinem edeln Wesen herzlich zu erfreuen. Und was ruhte damals nicht Alles auf den Schultern dieses seltenen Mannes!

Am 28. October 1776 rückte die englische Hauptarmee mit Macht gegen unser Lager an, und es schien voraussichtlich zu einer größeren Schlacht zu kommen. Ich schrieb noch am Morgen in meinem Zelte einen kurzen Abschiedsbrief an mein geliebtes Weib, das ich nun schon seit anderthalb Jahren nicht mehr gesehen hatte, und war dann zu jedem Kampfe bereit. Es kam aber an diesem Tage nur zu einigen lebhaften Scharmützeln, wobei die feindlichen Truppen abermals entschieden im Vortheil blieben. Be-

sonders ein Regiment churhessische Grenadiere, wahre Kerntruppen, zeichnete sich hierbei sehr aus. Die braven Hessen durchwateten einen Fluß, mitten im Kugelregen unserer Plänkler, und warfen dann durch einen kräftigen Bajonnetangriff an 1600 Mann von unseren Milizen ganz gehörig zurück.

Ich glaube, daß der englische General Howe, welcher gegen uns commandirte, in Erfahrung brachte, daß unser Lager doch zu stark befestigt sei, um so ohne Weiteres erstürmt werden zu können, denn zu unserer großen Verwunderung zog er sich plötzlich zurück. Die englischen Truppen wurden durch die häufigen Desertionen ungemein geschwächt; besonders Irländer und Deutsche desertirten in ganzen Trupps zu uns herüber.

Sonst ging es uns im Herbst dieses Jahres äußerst schlecht. Wir erlitten Niederlagen über Niederlagen, und sogar das wichtige Fort Washington bei New-York mußte sich mit einer Besatzung von einigen Tausend Mann ergeben. Auch unser General Lee, der sich sehr unvorsichtig vorgewagt hatte, wurde mitten in der Nacht in seinem Quartier von einer Abtheilung leichter englischer Reiterei umzingelt und

gefangen genommen. Ich selbst entging nur mit Mühe einem gleichen Schicksal. Die Gefangennahme des Generals Lee war ein großer Verlust für unsere Sache. Er war zwar ein sehr starrköpfiger, ungemein von sich eingenommener, sonst aber recht tüchtiger Officier.

Alle die vielen Verluste der letzten Zeit machten neue Aushebungen von Truppen nöthig, und diese geschahen auch jetzt mit allem Eifer. Glücklicher Weise war die englische Streitmacht auch nur gering, und der weite Ocean, der zwischen England und Amerika liegt, machte es, bei der langsamen Fahrt der Segelschiffe im Winter, fast unmöglich, daß der englische General Howe die Truppen, welche er so dringend wünschte, in der erforderlichen Schnelligkeit und Stärke nachgesandt erhielt, sonst wäre im Winter von 1776 auf 1777 die Union entschieden unterlegen.

Am 25. December unternahmen wir, an 3000 Mann stark, unter dem persönlichen Obercommando des Generals Washington eine sehr kühne That, gingen über das Eis des breiten Stromes Delaware und griffen in der Nacht an 5000 Mann Hessen und Engländer in der Stadt Trenton an. Durch Washington's Gegenwart begeistert, leisteten unsere Truppen jetzt sehr

viel, und so gelang es uns, an 1100 Feinde gefangen zu nehmen und viele Geschütze und Gewehre zu erbeuten.

Das war doch wieder ein Glückstag bei so vielen Unglücksfällen. Wir hatten nun noch mehrere glückliche Gefechte an dem jenseitigen Ufer des Delaware und fügten den Feinden einige Schlappen zu.

Bei einem Ueberfall gegen das siebenzehnte englische Regiment bei Princetown am 11. Januar erhielt ich einen Schuß in den rechten Schenkel, der mich auf mehrere Monate dienstunfähig machte. Ich mußte das Heer verlassen und ließ mich nach Philadelphia bringen, um mich dort pflegen zu können.

Mein treffliches Weib scheute nicht die Gefahren und Strapazen einer Winterreise von unserer Pflanzung am Potomac in Virginien nach Philadelphia, um mich pflegen zu können. Wie ganz anders ist doch die Pflege einer liebenden Frau als die eines bezahlten Krankenwärters; diesen gewaltigen Unterschied verspürte ich jetzt so recht.

Ende Mai war meine Wunde, die sich doch bedeutender herausstellte, als ich dies anfänglich selbst geglaubt hatte, so weit wieder hergestellt,

daß ich meinen Dienst übernehmen konnte. Es hatte mich zuletzt fast gewaltsam zu meinem Bataillon hingezogen, und selbst die Gegenwart meiner geliebten Frau hatte meine Ungeduld nicht zu zähmen vermocht. Zwar war es mit meinem Marschiren zu Fuß für immer vorbei, denn der eine Muskel im Schenkel war stark verletzt; allein auf meinem trefflichen virginischen Hengst sitzend, konnte ich jeglichen Dienst verrichten.

So meldete ich mich Ende Mai 1777 beim General Washington im Lager bei Middlebrock, ward von dem edlen Manne, für den mein Herz immer wärmer schlug, je mehr ich alle seine vorzüglichen Eigenschaften erkannte, auf das freundlichste empfangen, und übernahm das Commando meines virginischen Bataillons auf's Neue.

Wir hatten nun während des Sommers 1777 verschiedene Gefechte mit den Engländern an den Ufern des Delaware, ohne daß eigentlich auf beiden Seiten viel dabei herauskam. Nur die freudige Gewißheit konnten wir erlangen, daß unsere Armee selbst, je länger der Krieg dauerte, immer kriegsgeübter nnd tüchtiger ward.

Am 11. September hatten wir mit den Hes-

sen und Engländern ein heftiges Gefecht auf den Höhen bei Brandywine, wobei auch mein Bataillon stark in's Feuer kam. Nachdem das Gefecht den ganzen Tag mit abwechselndem Erfolg gedauert hatte, mußten wir in der Nacht in guter Ordnung den Rückzug antreten. Die Tapferkeit und Disciplin der braven Churhessen, welche unter ihrem General von Knyphausen vortrefflich fochten, hatte hier den Sieg entschieden, zumal wir uns in bedeutender Minderzahl gegen das an 18,000 Mann starke Heer des Generals Howe befanden.

Diese Schlacht wurde die bei Brandywine genannt. Leider fiel in Folge derselben die wichtige und schöne Stadt Philadelphia in die Gewalt der Engländer, welche nach ihrer Gewohnheit äußerst roh und brutal daselbst hausten.

Ich ward jetzt mit meinem Bataillon und einer Abtheilung von 200 Mann leichter virginischer Reiterei unter dem Befehl des Hauptmanns Washington den Delaware hinauf gesandt, um einen kleinen Krieg mit den Engländern zu führen. Wir waren Tag und Nacht unermüdlich thätig und fügten den Feinden vielfachen Schaden zu. Die Engländer waren mit einer Flotte von kleinen Kriegsschiffen in den De-

laware eingelaufen, und gegen diese richteten wir nun besonders unsere Feindseligkeiten. Wir versteckten uns in den Büschen am Ufer des Flusses, und wenn die Kriegsschiffe in unsere Nähe kamen, schossen die besten Schützen unter meinen Soldaten die Leute auf dem Verdeck zusammen. Besonders auch die Landungen der englischen Matrosen und Seesoldaten in ihren offenen Böten suchten wir möglichst zu verhindern.

In einer dunkeln Nacht machten wir sogar einen Ueberfall auf einen englischen Kriegsschoner von sechs Kanonen, der mitten im Delaware vor Anker lag. Einhundertfünfzig Freiwillige, die besten Leute meines ganzen Commandos, wurden hierzu auserwählt. Es wurden heimlich einige große Flöße gebaut und diese am Abend in das Wasser gelassen, so daß über hundert Mann darauf Platz haben konnten. Die übrige Mannschaft bestig kleine indianische Canoes, aus Baumrinde gemacht, deren Ruder mit Werg umwunden waren, so daß sie kein Geräusch im Wasser machten, und diese wurden mit Stricken vor das Floß gespannt, um es in Bewegung zu setzen. Es war ein ungemein waghalsiges Unternehmen, das durch den geringsten un-

glücklichen Zufall sehr leicht verrathen werden konnte, wo dann die Engländer mit einigen Kartätschensalven ihrer Schiffsgeschütze alle Flöße mit der eng zusammengepreßt darauf stehenden Mannschaft schnell zu vernichten vermochten. Mir klopfte daher das Herz vor Aufregung so sehr, als ich das vorderste Canoe bestieg, wie ich mich nicht erinnerte, daß dies jemals in meinem ganzen Leben früher der Fall gewesen wäre. Der Plan und die Ausführung dieses Ueberfalles waren lediglich von mir allein ausgegangen, und mich traf daher eine große Verantwortung, wenn solches mißglückt und vielleicht sogar meine ganze Mannschaft, der Kern meines Bataillons, fast lauter junge kräftige Pflanzersöhne aus Virginien, untergegangen wäre. Das Glück begünstigte jedoch dies Unternehmen sehr. Die Engländer, die sich mitten in dem breiten Strom vor jedem feindlichen Ueberfall vollkommen sicher wähnten, hielten eine sehr nachlässige Wacht, und so konnten wir uns ihnen vollkommen unbemerkt nähern. Erst im letzten Augenblick, als das Canoe, in dem ich mich befand, schon die Schiffsleiter, die heruntergelassen war, berührte, machte der auf Posten stehende englische Seesoldat Lärm und feuerte seine Muskete ab. Jetzt aber war

es zu spät. Mit größter Eile sprang ich die Schiffsleiter hinauf und schoß dem Seesoldaten, der mit dem Bajonnet auf mich einstürmte, eine Pistolenkugel durch den Kopf. In diesem Augenblick kam auch schon der Capitän des Schoners, im Hemde, in der einen Hand eine Pistole, in der andern einen blanken Säbel, aus der Kajüte auf das Verdeck gestürzt. Er schoß auf mich, verfehlte mich aber in der Aufregung und wollte nun mit dem Säbel nach mir hauen. Ich unterlief ihn jedoch schnell, packte ihn um den Leib, und da ich stets eine gehörige Kraft besaß, warf ich ihn so gewaltig auf das Verdeck, daß er zwei Rippen brach, woran er später auch gestorben ist. Inzwischen waren meine Leute nun auch alle in größter Eile auf das Verdeck geklettert, und der Widerstand der Engländer mußte bald aufhören. Wir nahmen an hundertzwanzig englische Matrosen und Seesoldaten gefangen, beluden alle Böte mit den Gegenständen des Schoners, die wir nur gebrauchen konnten, und zündeten dann solchen gegen Morgen an, daß er gänzlich niederbrannte, da wir ihn doch nicht benutzen konnten. Diese That machte damals viel Aufsehen in Nordamerika und verschaffte mir die Ernennung zum Oberst.

6.

Das Lager bei Valley-Forge im Winter von 1777—78. Schlechte Verhältnisse im Heere. Intriguen gegen den Obergeneral Washington. Der Marquis Lafayette und die französischen Officiere. Gefecht bei Monmouth. Die Winterquartiere von 1778—79. Besuch zu Hause. Sommerfeldzug gegen die Indianer im Jahre 1779. Seine Verwundung durch einen vergifteten Pfeil. Ueberfall in einem Seebade. Die schändliche Verrätherei des Generals Arnold. Feldzug in Virginien und Carolina unter dem Marquis Lafayette während des Jahres 1780. Die Erstürmung der Schanzen bei Yorktown. Capitulation der englischen Hauptarmee unter dem General Cornwallis. Wichtige Folgen. Der Winter von 1781—82. Zug gegen die Indianer. Abmarsch der Franzosen. Vereinigung vieler Officiere, um den General Washington zum Könige von Nordamerika zu machen. Entschiedene Ablehnung desselben. Zwistigkeiten mit dem Congreß. Verkündigung des Friedens am 19. August 1783. Auflösung des Heeres. Die in Amerika zurückbleibenden deutschen Soldaten. Feierlicher Einzug in New-York. Abschiedsrede des General Washington. Seine Ankunft in der Heimath. Schluß.

Im December 1777 kam ich mit meinem Corps wieder zu der nordamerikanischen Hauptarmee

unter dem General Washington zurück, und nach einigen kleineren Scharmützeln bezogen wir ein Winterlager bei Valley-Forge, was stark befestigt wurde. Es war aber ein sehr trauriger Winter, den wir hier verlebten. Noth und Elend herrschten unter den Soldaten, die kaum halb bekleidet waren, zweimal in der Woche Fleisch erhielten und ohne genügende Decken in leicht gebauten Holzhütten oft die strengste Winterkälte aushalten mußten. Es fehlte im Congreß an Geld, um dem Heer zu bewilligen, was ihm nöthig war, und ferner gab es eine große Menge von Maulhelden und Schwätzern daselbst, die da glaubten, die Sachen gingen doch gut, wenn auch die Truppen hungerten und frören und an allem Nothdürftigen den größten Mangel litten, sobald nur im Congresse selbst recht viele glänzende Reden gehalten würden. In allen solchen Congressen und Volksversammlungen wird stets erschrecklich viel Unsinn gesprochen, und ein armer Oberanführer, der davon abhängig ist, muß schon ein gutes Maß Geduld besitzen, um sich durch all' diesen Wirrwarr hindurchfinden zu können. Dazu kamen auch noch recht widerliche Streitigkeiten zwischen den höheren Officieren. Ja, einige in-

same Schufte, und darunter besonders die Generale Gates, Mifflin und vor Allem dieser Schurke Conway, ein ehrgeiziger Irländer, dem Alles recht war, wenn er persönlich nur viel Geld verdienen konnte, faßten den Plan, eine Verschwörung gegen den General Washington zu bilden, um ihn gewaltsam des Oberbefehls zu entsetzen, ja wohl gar gefangen zu nehmen oder zu tödten. Glücklicherweise scheiterte dieser ganze wahnwitzige Plan, der das größte Unglück über das ganze Land gebracht und die amerikanische Union entschieden wieder unter englische Botmäßigkeit versetzt haben würde, gänzlich, und die drei verrätherischen Generale wurden vom Heere verwiesen. Nach meiner festen Ansicht hätte den drei Kerlen eine Kugel vor den Kopf gebührt, und ich wollte nur, daß mir das Commando übertragen wäre, sie erschießen zu lassen. Wie ein Fels im Meer stand aber bei allen diesen Cabalen, Intriguen, Ränken und Schlichen, und all' dem Elend, der Dummheit und Erbärmlichkeit, welche uns von allen Seiten umgaben, unser Washington da. Wahrlich, es war eine Freude, solchen Mann nur zu sehen, und wenn er mir die Hand gedrückt und einige freundliche Worte gesagt hatte, was stets

geschah, wenn wir uns zufällig begegneten oder ich Dienstgeschäfte bei ihm hatte, fühlte ich mich immer ordentlich neu gestärkt.

In diesem Winter machte ich auch die Bekanntschaft des jungen Marquis Lafayette, der aus Frankreich herübergekommen war, um für unsere Sache zu kämpfen. Er war ein sehr gewandter, lebendiger Mann mit einem geistreichen Gesicht. Mir persönlich wollte dieser Lafayette gerade nicht sonderlich gefallen. Er war furchtbar eitel und ehrgeizig, und drängte sich bei jeder Gelegenheit ganz ungebührlich hervor, um ja eine recht glänzende Rolle zu spielen und seinen Ruhm möglichst laut ausposaunen zu lassen. Dabei war er ungemein geschwätzig und hatte eine Zunge im Munde, die auch keinen Augenblick zu ruhen vermochte, sondern unaufhörlich in Bewegung sein mußte. Was überhaupt diese Franzosen zu schwatzen vermögen und welchen Lärm sie in ihrer Unterhaltung machen, grenzt wirklich oft an das Unglaubliche. Gute und gewandte Soldaten sind es häufig, obgleich wir Deutschen, und nun gar wir Preußen, es wahrhaftig auch hierin vollkommen mit den besten Franzosen aufnehmen können; sonst aber mag ich sie nicht leiden und suche sie mir stets wo mög=

lich zehn Schritte vom Leibe zu halten. Wir hatten jetzt viele französische Officiere in unserem Heere, und es wäre undankbar, die sehr großen Dienste aller Art, die sie unserer Sache stets leisteten, nur im mindesten verringern zu wollen, aber persönlich waren mir die meisten von ihnen gerade nicht sonderlich angenehm, und ich hatte selten engeren Verkehr mit ihnen. Da waren William Mason und der Baron von Steuben, unsern edeln Washington gar nicht einmal zu nennen, doch ganz andere Leute und ungleich mehr nach meinem Geschmack, als dieser Marquis Lafayette und seine anderen französischen Kameraden.

Im Mai 1778 kam ich zuerst wieder in das Feuer, und mein Bataillon, obgleich kaum fünfhundert Mann stark, hatte sich doch wenigstens etwas erholt. Obgleich unsere Armee um ein Bedeutendes schwächer als die feindliche war, entschloß sich unser General Washington, gemäß seines kühnen und energischen Charakters, doch sogleich dazu, die Offensive zu ergreifen. Mein Bataillon stand jetzt wieder unter dem General Lee, der ausgewechselt worden war, und der zwar viele Eigenmächtigkeiten im Kopfe hatte, im All=

gemeinen aber doch ein muthiger und umsichtiger Officier war.

Am 28. Juni hatten wir bei Monmouth ein ziemlich heftiges Gefecht, bei dem auch mein Bataillon stark in das englische Kartätschenfeuer kam und an vierzig Mann verlor. Meine Leute, die jetzt schon viel Kriegserfahrung besaßen, schlugen sich an diesem Tage wirklich sehr gut. Der gegen uns commandirende englische General Clinton trat in der Nacht ganz unerwartet den Rückzug an, obgleich er dies eigentlich gar nicht nöthig gehabt hätte, so daß wir dieses Gefecht als einen Sieg betrachten konnten. Trotz der furchtbaren Hitze, die so stark war, daß manche Leute vom Sonnenstich getroffen todt zu Boden stürzten, verfolgte ich mit meinem Bataillon am andern Morgen sehr lebhaft die englische Nachhut und nahm ihr viele Gefangene ab. Auch fingen jetzt wieder von den hessischen und besonders auch von den irländischen Soldaten sehr viele zu desertiren an, da der Congreß Jedem, welcher zu uns übergehen wollte, ein Geschenk von fünfzig Morgen unbebautes Land versprochen hatte.

Unser General Lee, der leider das Gehorchen nicht gelernt hatte, was doch zu den ersten Pflich-

ten jedes Soldaten, mag er nun niedrig oder noch so hoch im Range stehen, gehört, beging jetzt so große Insubordinationsvergehen gegen den General Washington, daß er durch ein Kriegsgericht schmachvoll aus dem Dienste entlassen werden mußte. Es that mir dies in mancher Hinsicht leid, obgleich ich sehr gut einsah, daß diese Strafe wohlverdient sei, „denn wer nicht hören will, der muß fühlen,“ heißt es mit Recht.

Da der General Clinton Streifcorps nach New-Jersey geschickt hatte, so ward ich mit meinem Bataillon und einiger leichten Cavallerie auch dahin gesandt, und wir führten dort einen erbitterten kleinen Krieg gegen einander, bei dem aber im Ganzen nicht viel herauskam. Leider überboten sich die Engländer in Brutalitäten und Grausamkeiten, plünderten die Wohnungen, zündeten ganze Ortschaften an, ja tödteten sogar viele unschuldige und unbewaffnete Menschen. Die Panduren und Kroaten haben während des Siebenjährigen Krieges nicht so arg in Preußen gehaust, als die Engländer in New-Jersey. So verging das Jahr 1778 in lebhafter Weise, obgleich keine Ereignisse von besonderer Bedeutung vorkamen. Während meine Truppen bei Westpoint ziemlich erträgliche Winterquartiere bezo-

gen, unternahm ich einen sehr beschwerlichen Ritt nach meiner Pflanzung am Potomac in Virginien. Seit dem Jahre 1775 war ich nicht dort gewesen und mußte nun doch einmal wieder einen prüfenden Blick auf meine Wirthschaft werfen. Meine Frau, welche nach der Heilung meiner Wunde von Philadelphia wieder nach der Pflanzung zurückgekehrt war, verwaltete das Ganze mit der größten Umsicht und Ordnung. Auch drängte es mich mit fast unwiderstehlicher Gewalt, meine beiden kleinen Mädchen, die ich nun schon seit ziemlich fünf Jahren nicht mehr gesehen hatte, wieder einmal umarmen zu können. Die lieben herzigen Dinger kannten mich im ersten Augenblicke nicht wieder, warfen sich mir aber dann mit voller Gewalt um den Hals und bedeckten meinen Mund mit Küssen. Ueber solch ein Familienwiedersehen geht doch nichts in der Welt, und wer das Glück, eine geliebte Familie zu besitzen, entbehren muß, der ist in meinen Augen ein ganz armer Mann, und besäße er auch sonst die Schätze des Großmoguls. Ich blieb fast vier Wochen in meinem geliebten Friedrichsburg und erfreute mich des lange entbehrten Familienlebens. Die Pflanzung hatte in der Zeit meiner Abwesenheit sehr gelitten.

Der Tabaksbau stockte fast gänzlich, und die Abgaben waren beinahe größer als die gesammten Einnahmen.

Immerhin, wenn unsere nordamerikanischen Staaten nur für die Zukunft von dieser englischen Gewaltherrschaft befreit wurden, so mochten alle Einnahmen gern dafür geopfert werden, denn solcher Verlust ließ sich leicht ersetzen und später, nach wiedererlangtem Frieden, durch vermehrte Thätigkeit wieder einholen. Mein angelegtes Gestüt hatte übrigens in diesen Jahren recht gute Summen eingetragen, da, wie dies in allen Kriegen der Fall ist, die Pferde sehr hoch im Preise standen. Glücklicher Weise waren die Engländer bisher noch nicht weit in Virginien eingedrungen, denn sonst hätten sie mir wohl kein Pferd gelassen. Nach schwerem Abschied von Weib und Kindern schwang ich mich wieder in den Sattel, und da ich mehrere Pferde als Relais vorausgeschickt hatte, ritt ich fast in einem Zuge vom Potomac bis nach Westpoint, wo ich am 10. März 1779 wieder eintraf. Mein Bataillon fand ich in erwünschtem Wohlsein, und da viele Verwundete und ausgewechselte Gefangene wieder darin eingetreten waren, so betrug seine Stärke fast sechshundert Mann; damit ließ

sich denn schon etwas Tüchtiges ausrichten. Es war übrigens ganz infam, wie grausam die Engländer mit ihren Gefangenen umgingen und wie schlecht sie solche behandelten. Die armen Leute mußten in der Gefangenschaft hungern und frieren, lagen eng zusammengepreßt in den kalten, feuchten Kasematten der bei New-York von den englischen Truppen besetzten Forts, so daß sie bei ihrer Auslieferung stets wie die Gerippe aussahen. Seit ich wußte, daß die Engländer unsere Gefangenen so schlecht behandelten, übte ich auch das Wiedervergeltungsrecht und behandelte alle englischen Soldaten, und besonders die Officiere, die mein Bataillon gefangen nahm, ebenfalls schlecht, während ich gegen alle gefangenen Deutschen so freundlich als möglich war und ihnen ihr hartes Loos nach Kräften erleichterte. Waren die armen Kerle doch ohnehin schon beklagenswerth genug, daß sie, von ihren schuftigen Fürsten gezwungen, gegen uns fechten mußten, ohne gefragt zu werden!

Es war der Plan des Generals Washington, in dem Feldzuge 1779 den Engländern gegenüber vorerst eine Defensivstellung einzunehmen, mehrere Corps aber gegen die Indianer zu senden, um diese verdientermaßen sehr hart dafür

zu züchtigen, daß sie furchtbare Raubeinfälle in das Gebiet der Vereinigten Staaten unternommen und dort mit Mord und Brand gewüthet hatten. In ihrem Hasse gegen uns waren die Engländer so weit gegangen, daß sie Agenten an die auf unserer Nordgrenze wohnenden indianischen Stämme von Canada ausgesandt hatten, um diese zu Raubeinfällen auf unser Gebiet zu bewegen. Mit englischen Büchsen und Munition versehen, ja theilweise sogar von englischen Officieren angeführt, waren diese Indianer nun auf verschiedenen Stellen bei uns eingedrungen und hatten, wie dies nun einmal die Sitte dieser Heiden ist, ganz scheußlich gehaust. Alle Pflanzungen und kleinen Städte waren niedergebrannt, und nicht allein die waffenfähigen Männer, sondern auch die Weiber und Kinder erbarmungslos niedergemetzelt worden. So etwas forderte verdiente Strafe, und so brachen wir im April 1779 unter dem General Sullivan gegen die Indianer auf. Wir gingen über den Fluß Susquehannah und rückten in das Gebiet der Feinde ein. Es war ein ungemein mühseliger, an Strapazen reicher Feldzug, den wir in den dichten Wäldern jener Gegend führen mußten, und besonders gar für mein Bataillon, wel-

ches die Avantgarde bildete. An Nahrung hatten wir kaum etwas Anderes, als was uns die Wälder lieferten, und das Fleisch der von uns geschossenen Eichhörnchen nebst wilden Beeren bildete oft Wochen lang unsere einzige Speise. Kleine Scharmützel gab es häufig, und wenn auch die Indianer im freien Felde nirgends Stand zu halten wagten, so waren sie in Waldgefechten doch keine ungefährlichen Gegner. So erhielt ich bei einem solchen Gefecht von einem Huronen einen Pfeilschuß in die linke Seite. Zwar hatte die dicke Jacke von Büffelleder die Kraft des Pfeiles sehr geschwächt, so daß er nur meine Haut ritzte, nichtsdestoweniger fügte mir diese unbedeutend scheinende Wunde viele Schmerzen zu, und ich habe mich niemals von ihren übeln Folgen wieder ganz erholen können. Der Pfeil war nämlich nach indianischer Sitte mit dem Gifte einer Klapperschlange bestrichen worden, und obgleich die Wunde gleich ausgeschnitten und mit dem glühenden Ende eines Ladestocks ausgebrannt wurde, so mußte doch wohl etwas Gift in das Blut gedrungen sein, denn es entstand eine schmerzhafte Geschwulst, die mir lange Zeit viel Ungemach zufügte.

Wir drangen bis zum Flusse Tenessee in das

Gebiet der Indianer vor, und zerstörten alle Dörfer und Niederlassungen, welche wir finden konnten. Als unser Zweck erreicht war, gingen wir wieder über den Susquehannah zurück. Die Wunde hatte mich so geschwächt, daß ich jetzt nothwendiger Weise einiger Erholung bedurfte. So gab ich denn, so leid mir dies auch war, den Befehl über mein Bataillon ab und verbrachte die Monate Juli und August in einem Seebade an der Küste, wo ich mich sehr stärkte. Uebrigens wäre ich bei dieser Gelegenheit fast in die Gefangenschaft der Engländer gerathen, welche mit ihren leichten Seeschiffen längs der Küste umhersegelten, um Landungen vorzunehmen, die Wohnungen der Bevölkerung zu verbrennen und so viel zu plündern und zu rauben als möglich. Selbst die Türken und Baschkiren können unmöglich auf rohere Weise Krieg führen, als es die Engländer, welche sonst immer so stolz auf ihre Bildung sein wollen, in Nordamerika thaten. So wurde denn auch der kleine Strandort, in welchem ich wohnte, mitten in der Nacht von einem Detachement auf einem Kriegsschiffe gelandeter englischer Matrosen plötzlich überfallen. Kaum blieb mir noch so viel Zeit, um im Hemde aus dem Fenster zu springen und querfeldein

mich flüchten zu können, denn ein Haufe Matrosen war schon in die Thür des Hauses eingedrungen. Nach ihrer gewohnten Art hatten die Engländer arg in dem Dorfe gehaust und alle Wohnungen der geflüchteten Einwohner erbrochen, ausgeplündert und zerstört. Diesmal traf sie aber die gerechte Vergeltung. Die Matrosen hatten nämlich ein großes Faß Branntwein gefunden und sich nach ihrer Sitte einen so viehischen Rausch angetrunken, daß sie zu jedem Widerstande unfähig wurden. Die aus dem Dorfe geflüchteten Fischer hatten dies bemerkt und baten mich nun, ihr Anführer zu sein, um die betrunkenen Engländer zu überfallen. Ich zog mir nur ein Paar Wasserstiefel und eine lange Fischerjacke an, denn eine Hose war gar nicht zu bekommen, bewaffnete mich mit einer Harpune, wie solche beim Walfischfang gebraucht wird, und drang nun an der Spitze von zwanzig bis dreißig auf gleiche Weise bewaffneten Fischern in das Dorf ein. Die betrunkenen Matrosen wurden leicht überwältigt, und nur ihr ebenfalls stark angetrunkener Officier leistete einigen Widerstand. Er führte mit seinem breiten Enterschwert einen mächtigen Hieb nach meinem Kopfe, schlug aber glücklicher Weise

fehl, worauf ich ihm dann meine Harpune mit solcher Gewalt durch die Brust stieß, daß die Spitze zur andern Seite wieder herausdrang und noch tief in eine Hausthür, neben welcher das Gefecht stattfand, einfuhr. So war der augenblicklich getödtete englische Seeofficier förmlich angenagelt, und ich hatte so kräftig gestoßen, daß es mir kaum gelingen wollte, die lange, scharfe Spitze der Harpune wieder aus dem Holze herauszuziehen. Die Bewohner des Dorfes waren über die von den Engländern verübten Brutalitäten so ergrimmt, daß sie die gefangenen Matrosen niedermetzeln wollten. Es gelang mir nur mit Mühe, ihnen das Leben zu retten; doch konnte ich es nicht verhindern, daß sie alle erst ihre gehörige Tracht Schläge erhielten, bevor sie in das Gefangenendepot abgeliefert wurden. Nun, das schadete ihnen weiter nicht viel, an Schläge ist so ein gemeiner Engländer schon gewöhnt, denn im englischen Landheer und auf der Flotte wird viel mehr und härter geprügelt, als dies je in dem wildesten preußischen Freibataillone vorkommen konnte.

Um diese Zeit geschah auch in unserem Heere eine Schurkerei, die mich und alle anständigen Officiere mit dem gerechtesten Zorn erfüllte. Der

Oberst Arnold, unter dessen Befehl ich zuerst 1775 den kühnen Zug nach Quebeck unternommen hatte, und den ich stets als einen sehr muthigen und tüchtigen Officier besonders hoch geschätzt, war nämlich ein so ehrvergessener Schuft geworden, daß er den Verräther machte und mit den Engländern in geheimem Verkehr stand, um sie von allen unseren Bewegungen zu unterrichten und ihnen womöglich unser befestigtes Lager bei Westpoint in die Hände zu liefern. Nur Habsucht brachte diesen Arnold zu einer solchen abscheulichen Verrätherei. Er hatte stets hoch gespielt, sehr gut gegessen und getrunken, und einen Aufwand gemacht, der weit über seine Mittel ging; dadurch war er so tief in Schulden gerathen, daß er sich für vieles Geld von den Engländern erkaufen ließ. Ich wollte kaum meinen Ohren trauen, als ich die Nachricht von dieser Schurkerei erhielt, aber sie war jedoch nur zu wahr und lieferte einen neuen Beweis, wie tief ein Mensch durch Schuldenmachen und Verschwendung sinken kann.

Leider gelang es dem General Arnold, zu den Engländern zu entfliehen, bevor er arretirt werden konnte, sonst wäre er wohl an dem höchsten Galgen, der in Nordamerika zu finden war, auf=

geknüpft worden. Was mußte wohl das edle Herz unseres Washington leiden, wenn er von solchen Schurkereien hörte! Und wie erbärmlich benahmen sich überhaupt während des ganzen Krieges nur zu Viele. Es zeigten sich Gemeinheit, Habsucht, Kleinlichkeit und gänzlicher Mangel an jedem patriotischen Gefühl oft nur zu sehr. Wahrhaftig, die Welt ist doch zu voll von Halunken aller Art, und Nordamerika beherbergt auch eine gute Zahl von ihnen.

Anfangs September übernahm ich nun wieder den Oberbefehl über mein Bataillon. Ich war zwar so ziemlich hergestellt, allein von diesem verdammten Pfeilschuß muß doch noch Gift in meinem Körper zurückgeblieben sein, denn meine einst so ungemein kräftige Gesundheit habe ich seit jener Zeit niemals wiedererlangt.

Wenn auch schon früher die französische Flotte uns häufig unterstützt hatte, so war doch jetzt unter dem Grafen Rochambeau ein Corps französischer Truppen gelandet und dies brachte unserer Sache den größten Vortheil. Diese Truppen waren gut uniformirt, bewaffnet und ausgerüstet, und wenn sie freilich auch keinen Vergleich mit den preußischen Truppen unter Friedrich

dem Großen aushalten konnten, wie sich dies während des ganzen Siebenjährigen Krieges bei mehr als einer Gelegenheit herausgestellt hat, so waren sie dennoch den Engländern weit überlegen. Da ich die Franzosen nicht recht leiden kann, so vermied ich jede Gelegenheit, viel mit ihnen zusammenzukommen, und verkehrte im Ganzen auch nur selten mit französischen Officieren. Einem jungen Vornehmen, so recht von der Sorte der Grafen und Marquis, wie sie in dem französischen Heere zu vielen Dutzenden umherlaufen und dem Ganzen immer mehr Schaden als Nutzen bringen, der sich über das häßliche, gar nicht uniformmäßige Aussehen der Amerikaner lustig machen wollte, sagte ich recht derb meine Meinung. Ich bemerkte ihm dabei, daß die schön geputzten Truppen nicht immer die besten seien, denn das hatten die französischen bei Roßbach zur Genüge bewiesen.

Es war mir ein sehr erwünschter Befehl, daß mein Bataillon im December des Jahres 1779 aus dem Lager bei Morristown nach Süd-Carolina abmarschiren mußte.

Der General Washington hatte die Nachricht erhalten, daß der englische General Henry Clinton die Absicht hege, die wichtige Provinz Süd-

Carolina zu erobern, und sandten un unter dem General Lincoln 6000 Mann dahin ab. Man nahm mit Recht die Bataillone, welche aus den Südprovinzen rekrutirt waren, hierzu, da diese die Hitze und die Lebensweise im Süden weit besser vertragen können, als dies bei den Nordländern der Fall ist.

Der Winter von 1779—1780 war selbst für einen nordamerikanischen Winter ungewöhnlich kalt, und wir hatten auf unserem Marsche anfangs sehr viel durch Kälte und Schnee zu leiden, bis wir in die südlicheren Gegenden gelangten. Hier war nun gleich ein viel milderes Klima, welches meinen Virginiern mehr zusagte als die Kälte im Norden. Wir standen nun mehrere Monate an den Küsten Nord-Carolinas, um eine feindliche Landung zu verhindern, und es fiel während dieser Zeit nichts von Bedeutung vor, da die Engländer sich ganz ruhig verhielten.

Im Frühling 1781 erhielt der Marquis Lafayette das Obercommando über unser Corps, und ich muß gestehen, daß mir dies nicht sonderlich angenehm war, und ich lieber einem amerikanischen als einem französischen General gehorchte. Da der General Washington es aber

so befohlen hatte, so war freilich nichts dagegen zu machen, als schweigend zu gehorchen.

Der Marquis Lafayette war gegen mich besonders artig, und als er hörte, daß ich ein geborener Preuße sei und als preußischer Officier den ganzen Siebenjährigen Krieg mit durchgemacht hatte, sagte er mir wiederholt viele Complimente über die preußische Armee und besonders auch über unsern König Friedrich den Großen, welchen er als den ausgezeichnetsten Monarchen der jemals eine Krone getragen hatte, bezeichnete.

Uebrigens machte der General hier seine Sache sehr gut und verstand mit solcher Geschicklichkeit gegen den englischen General Cornwalis zu manövriren, daß dieser trotz der großen Uebermacht, über welche er gebot, doch niemals etwas Rechtes ausrichten konnte.

Die Engländer waren an der Chesapeake=Bai gelandet und nun mit einer ziemlich starken Heeresmacht in die unteren Theile Virginiens vorgerückt. Es war dies eine sehr schwere Zeit für mich, denn die englischen Streifcorps brauchten nur noch zehn bis zwölf deutsche Meilen vorzudringen, so fiel auch meine Pflanzung in ihre Gewalt. Da ich als Rebellenofficier, wie

wir noch immer von den Engländern genannt wurden, bekannt war, so konnte ich sicher darauf rechnen, daß in diesem Fall meine Pflanzung verheert und die Gebäude dabei niedergebrannt wurden. So focht ich denn jetzt im eigentlichen Sinne des Wortes um Haus und Hof, und ein Gleiches war bei den meisten meiner Soldaten der Fall. Ein erneuter Ansporn zur größten Thätigkeit und der unausgesetztesten Kampflust lag hierin für uns. Wir waren fast Tag und Nacht auf den Beinen, und da wir die Gegend sehr genau kannten, dazu auch von der Hitze nicht so viel litten als die schwerbepackten, des südlichen Klimas ungewohnten Engländer, so bildeten wir ihre gefährlichsten Gegner. Die sechsjährigen unausgesetzten Feldzüge, die wir nun schon geführt hatten, verliehen ohnehin dem größten Theil meiner Soldaten nicht geringes Selbstvertrauen wie auch eine bedeutende Gewandtheit, und so gaben wir denn ganz vortreffliche leichte Truppen ab, die sich in Virginien gar nicht besser wünschen ließen. Die Büchsenkugeln meiner Scharfschützen haben hier gar manchem feindlichen Soldaten und Officier den Tod gegeben, und wir Lederjacken waren zuletzt so gefürchtet, daß unser bloße

Name schon Schrecken erregte. In keinem Feldzug während dieses ganzen Krieges hat mein Bataillon auch nur annähernd so viel geleistet, als während des Sommers von 1781 im unteren Virginien. Leider zerrütteten die schweren Strapazen und die unausgesetzte Thätigkeit bei Tag und Nacht meine Gesundheit immer mehr.

So fochten wir denn den ganzen Sommer hindurch und hielten die Engländer so auf, daß sie trotz ihrer Uebermacht doch nicht weiter in Virginien einzubringen vermochten. Meine vortreffliche Frau, die sich während dieser ganzen, auch für sie äußerst gefährlichen und beschwerlichen Zeit als eine wahre Heldin benahm, besuchte mich jetzt wiederholt auf ein oder zwei Tage.

Im September 1781 langte auch unser Obergeneral Washington bei uns in Virginien an, und seine Erscheinung erregte eine wahre Begeisterung bei allen unseren Truppen. Besonders die Soldaten meines Bataillons waren mit Recht doppelt stolz darauf, in Washington, der ja auch ein geborner Virginier war, ihren speciellen Landsmann begrüßen zu können. Bei dieser Gelegenheit besuchte der General Washing-

ton auch seine Pflanzung Mount-Vernon wieder, die er seit dem Frühling 1775, als er sich zu dem Congresse begab, nicht mehr gesehen hatte, so unausgesetzt wurde seine Zeit durch seine Thätigkeit für das Wohl des Vaterlandes in Anspruch genommen.

Wir hatten jetzt ein großes Lager vor Williamsburg bezogen, um diese wichtige Stadt zu schützen, und hier traf Washington bei uns ein. In seiner Begleitung befand sich der Graf Rochambeau, der Oberbefehlshaber der Franzosen. Ich erhielt somit Gelegenheit, diesen mit Recht so sehr berühmten Kriegsmann zum ersten Mal zu sehen, was bisher noch nicht der Fall gewesen war.

Er machte einen in jeder Hinsicht sehr angenehmen Eindruck auf mich und trug seine Eitelkeit lange nicht so sehr zur Schau und schwatzte nicht so unaufhörlich, als dies leider bei dem General Marquis Lafayette nur zu stark geschah.

Die beiden englischen Generale Clinton und Cornwallis hatten in dem kleinen Kriege, den wir unausgesetzt während des ganzen Sommers gegen sie führten, so viele Verluste erlitten, daß sie von ihrem anfänglichen Plan, in Virginien

einzudringen, schon längst abgekommen waren. Sie hatten die beiden Städte Yorktown und Gloucester an den Ufern des Yorkflusses in Besitz genommen und durch Wälle, Gräben und Schanzen möglichst stark befestigt. Sie von hier zu vertreiben, war nun der Plan des Generals Washington.

Am 30. September marschirten die nun vereinigten französischen und nordamerikanischen Corps gegen diese Plätze, und es begann eine förmliche Belagerung. Wir leichten Truppen gehörten nicht zu der eigentlichen Belagerungsarmee, sondern schweiften unausgesetzt umher und hatten somit einen recht schweren Dienst.

Am 14. October waren die Belagerungsarbeiten so weit fortgeschritten, daß zwei feindliche Schanzen erstürmt werden sollten. Um den Eifer recht anzuspornen, wurden zur Erstürmung der einen Schanze zwei Bataillone französische Grenadiere, wahre Elitetruppen, zur Erstürmung der andern Schanze aber zwei Bataillone leichter nordamerikanischer Infanterie bestimmt. Zu letzteren gehörte auch das von mir commandirte Bataillon.

Es war ein heißer Kampf, denn die Engländer vertheidigten ihre Schanzen mannhaft.

Von Ergeiz angetrieben, es den Franzosen gleichzuthun, fochten aber unsere nordamerikanischen Bataillone an diesem Tage vortrefflich, und selbst ein altpreußisches Regiment hätte nicht geschlossener vorgehen können, als dies heute mein Bataillon that. Zwar verloren wir ziemlich viel Leute, aber um elf Uhr Morgens wehte auch unsere nordamerikanische Fahne bereits auf der eroberten Schanze, während die Franzosen fast eine halbe Stunde länger dazu brauchten, bevor sie das Gleiche erreicht hatten.

Das war ein schöner Tag für uns, zumal der General Washington später selbst in der erstürmten Schanze erschien, und in der würdigen, gemessenen Weise, die ihn stets so rühmlichst auszeichnete, uns eine kurze Dankrede hielt. Mir reichte er noch besonders die Hand, und dies erfreute mich so, daß ich darüber die Schmerzen eines Kolbenschlages auf die linke Schulter, den mir zuletzt beim Handgemenge in der Schanze noch ein englischer Grenadier versetzt hatte, gänzlich vergaß.

Einige Tage nach der Erstürmung dieser Schanzen verlangten die beiden englischen Generale, welche einsahen, daß sie sich in ihrer Stellung nicht mehr zu halten vermochten, eine

Capitulation. Am 19. October wurden uns Yorktown und Gloucester übergeben, und an siebentausend Mann englische und hessische Soldaten nebst vielen Officieren und sehr bedeutendem Heeresgeräth verschiedener Art uns überliefert. Solch einen glänzenden Sieg hatten wir während des ganzen Unabhängigkeitskrieges noch nicht erfochten, so reiche Beute war von uns noch zu keiner Zeit gemacht worden. Was wir in sechs langen schweren Jahren, umdrängt von Ungemach und Widerwärtigkeiten, wo es wirklich einer festen Zuversicht und eines starken Muthes bedurfte, um an dem endlichen Siege unserer gerechten Sache nicht zu verzagen, so oft heiß ersehnten, nämlich einmal einen gehörigen Hauptsieg über die Feinde zu erringen, erfüllte sich hierdurch auf die glänzendste Weise.

Von dieser Capitulation der englischen Armee bei Yorktown an datirte sich auch ein gänzlicher Umschwung in der Stimmung vieler Nordamerikaner. Bis dahin war noch ein sehr bedeutender Theil der Bevölkerung im Geheimen englisch gesinnt, theils weil mannigfache Privatinteressen sie mit England verbanden, theils hatte die Furcht, daß die Engländer zuletzt doch noch siegen und dann Alle, welche für die Unabhän-

gigkeit gefochten hatten, als Rebellen hart bestrafen würden, die Aengstlichen und Zaghaften abgehalten, sich offen für uns zu erklären. Wahrhaftig! wenn Georg Washington und andere Männer seiner Partei nicht gewesen wären, so hätten Kleinmuth, Verrath und Erbärmlichkeit nur zu wahrscheinlich gesiegt und die nordamerikanischen Staaten müßten noch das harte, schwere Joch einer vollständig abhängigen englischen Colonie tragen. Von diesem Tage bei Yorktown an trat aber ein sehr merklicher Umschwung ein. Der Kleinmuth und die Verzagtheit schwanden immer mehr, und es gab nur wenige Leute in unserem Lande, welche jetzt noch daran zweifelten, daß wir uns doch noch einen vollständigen Sieg erringen würden. Die frühere stolze, fast übermüthige Zuversicht, welche die Engländer bisher auf den schließlichen Sieg ihrer Waffen gelegt hatten, erhielt nun einen gewaltigen Stoß.

Unser Obergeneral Washington hatte die richtige Ansicht, daß frische Fische auch gute Fische wären, und man das Eisen schmieden müsse, so lange es warm sei. So faßte er den Plan, noch in diesem Jahre einen Angriff gegen Charleston zu unternehmen, und setzte sich zu diesem Zwecke mit dem französischen Admiral Grasse, der die

französische Flotte befehligte, in Verbindung. Ein Theil von unseren Truppen sollte eingeschifft und in Wilmington wieder an das Land gesetzt werden. Auch mein Bataillon wurde zur Einschiffung mit ausgewählt, zu welcher wir uns schon rüsteten. Aber leider scheiterte dieser Plan durch die Weigerung des Admirals Grasse, der den Befehl aus Frankreich erhalten hatte, mit seiner Flotte ungesäumt nach Westindien zu segeln, und so ward aus dieser Expedition nichts, die uns sonst wahrscheinlich den größten Nutzen gebracht haben würde.

So bezogen wir denn anfangs November die Winterquartiere, und mein Bataillon kam nach Virginien zu liegen. Es war mir dies ungemein erfreulich, denn ich hatte nur sechs deutsche Meilen zu reiten, um nach meiner Pflanzung Friedrichsburg am Potomac zu gelangen, und konnte somit häufig dort anwesend sein. Es that auch dringend noth, denn wenn meine Frau auch das Aeußerste in der Bewirthschaftung der Pflanzung leistete, so war des Herrn Auge doch nicht immer zu entbehren, zumal die Negersclaven stets einer sehr strengen Aufsicht bedürfen, wenn sie nur einigermaßen in Ordnung gehalten werden sollen. Dazu hatte ein unredlicher

Verwalter, ein Irländer, den ich nur nothgedrungen angenommen, weil ich bei dem Mangel an Menschen keinen Besseren bekommen konnte, sich arger Veruntreuungen schuldig gemacht, und war zuletzt noch mit hundert Pfund Sterling, die er unterschlagen, durchgebrannt und zu den Engländern gegangen. Sehr empfindliche Verluste erlitten wir Pflanzer jetzt auch durch das ungeheure Sinken des vom Congresse ausgegebenen Papiergeldes, welches kaum für die Hälfte des Werthes verausgabt werden konnte. So waren denn meine pecuniären Verluste während der letzten Jahre nicht gering, und es bedurfte voraussichtlich noch mancher harten Arbeit, um das wieder zu gewinnen, was ich verloren hatte. Immerhin, erhielten wir nur bald einen ehrenvollen Frieden und unsere volle Unabhängigkeit, gab Gott mir und den Meinigen dann nur Gesundheit, so konnte ich das Verlorene schon wieder einholen. Leider fing es aber mit derselben schon schlecht auszusehen an. Meine bis dahin unerschütterlich feste Körperbeschaffenheit hatte durch den Schuß des vergifteten indianischen Pfeiles einen so harten Stoß erhalten, daß sie sich nie wieder ganz erholen konnte, und ich, früher kaum dem Namen nach wissend, was eine

Krankheit sei, kränkelte jetzt sehr häufig. Im Winter von 1780 auf 1781 erholte ich mich jedoch wieder so weit, daß ich mit leiblichen Kräften dem nächsten Feldzuge beiwohnen konnte. Die Anwerbungen zu demselben gingen aber äußerst langsam vor sich, wie dies stets der Fall sein wird, wenn man die Rüstungen und den Krieg lediglich von dem guten Willen einer Bevölkerung abhängig macht. Viele Leute glaubten, es sei nunmehr, seit wir ein Bündniß mit Frankreich geschlossen hatten und an zehntausend Mann französische Truppen auf nordamerikanischem Boden standen, nicht mehr so nothwendig, daß auch die Vereinigten Staaten fortwährend noch die gleichen Leistungen an Geld und Menschen brächten wie früher, sondern man solle den Franzosen nun das Meiste zu thun überlassen; die wären ja Soldaten von Handwerk und würden Alles schon am besten selbst besorgen. Andere meinten, daß die Engländer durch die empfindliche Schlappe, die sie bei Yorktown erlitten hatten, schon so erschüttert wären, daß sie bereits von selbst die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkennen würden, ohne daß es noch fernerer Kämpfe hierzu bedürfe. Auch die Maulhelden und Phrasenmacher im Congresse,

die, so lange es uns schlecht gegangen war, wohlweislich geschwiegen hatten, fingen jetzt nach gewohnter Art wieder an, großen Lärm zu machen und lange Reden zu halten, als wenn dadurch die Engländer aus unserem Lande vertrieben werden könnten. Besonders die Nordstaaten, welche überhaupt in ihren Leistungen während des ganzen Kriegs den Südstaaten nachgestanden hatten, wurden jetzt noch weit lässiger. Unter allen Provinzen zeichnete sich übrigens Virginien auf das rühmlichste aus, indem es mit größtem Eifer und unausgesetzter Bereitwilligkeit so viel Truppen und Geld lieferte, als es nur irgend vermochte. Die virginischen Corps sind stets am vollständigsten gewesen und haben das Meiste geleistet, und es war nicht allein ein Zufall, daß Washington und Mason geborene Virginier waren, sondern auch unter sämmtlichen Officieren unseres Heeres zeigten sich gerade die Söhne dieser Provinz am zahlreichsten vertreten und waren am thätigsten.

Mein Bataillon, das schon wieder ganz vollzählig war — denn eine Menge junger Leute, die früher noch nicht das gehörige Alter hatten, um Kriegsdienste leisten zu können, waren während des Winters eingetreten — verließ im März die

Winterquartiere, und wir marschirten nach New-burg. Es kam aber nicht recht mehr zu Feindseligkeiten, denn die Engländer waren fast sämmtlich nach New-York zurückgegangen und hielten diese wichtige Stadt besetzt. Ich war kaum einige Wochen ausmarschirt, als mich das Unglück traf, mit meinem Pferde zu stürzen und mir die Brust zu beschädigen. Früher hätte solch ein Unfall wohl nicht viel zu bedeuten gehabt, bei meiner jetzigen, ohnehin schon so geschwächten Gesundheit warf er mich aber auf ein längeres Krankenlager.

Ende August marschirten wir in langsamen Märschen und ohne daß es zwischen uns und den Feinden — unbedeutende Vorpostengefechte abgerechnet — zu noch weiteren Scharmützeln gekommen wäre, nach dem Hudson. Hier trafen wir die Franzosen, welche sich anschickten, nach Europa zurückzukehren, nachdem sie zwei und ein halbes Jahr auf nordamerikanischem Boden gewesen waren. Die meisten Franzosen sind mir, wie gesagt, niemals sonderlich angenehm gewesen, und ich habe so viel als möglich jeden näheren Verkehr mit ihnen vermieden; allein dies soll mich nicht abhalten, die großen Verdienste, welche sie sich um die Unabhängigkeit der Vereinigten

Staaten erworben haben, mit dem aufrichtigsten Danke anzuerkennen. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß ohne die mächtige Hülfe Frankreichs unsere Selbstständigkeit niemals erreicht wäre, denn ein großer Theil der nordamerikanischen Bevölkerung ließ es an der nöthigen Energie nur zu sehr fehlen, und der Patriotismus zeigte sich lange nicht so allgemein in den Thaten, als man dies billiger Weise hätte erwarten sollen. Von großem Nutzen waren uns besonders die kriegserfahrenen Officiere aller Grade, welche Frankreich gesandt hatte. So hat außer Washington und Steuben kein einziger amerikanischer General solche wichtige Dienste geleistet, als die beiden Franzosen Rochambeau, der Oberbefehlshaber der französischen regulären Truppen, und Lafayette. Von der größten Wichtigkeit für uns war ferner der Beistand der französischen Kriegsflotte. Wenn solche auch weder so gut noch so zahlreich als die englische war und großen Seeschlachten gewöhnlich möglichst aus dem Wege zu gehen suchte, so beschäftigten die französischen leichten Kriegsschiffe die englischen doch sehr und lenkten sie von unseren Küsten ab. Auch bei dem Transport von Kriegs-

material und Truppen leisteten die französischen Kriegsschiffe uns oft den wichtigsten Nutzen.

Nachdem die Franzosen sich größtentheils in Boston eingeschifft hatten, erhielt ich den Befehl, mit meinem Bataillon abermals an die Grenze der Indianer zu gehen, um einige Stämme, die sich wiederholt feindselig gegen uns gezeigt hatten, zu züchtigen. Mir war dieser Befehl zwar höchst unangenehm, denn ich fühlte mich unwohl und war des beständigen Krieges eigentlich schon sehr überdrüssig, aber auf der andern Seite lag sowohl für mich wie für mein Bataillon eine Auszeichnung darin, daß man gerade uns zu dieser Aufgabe auserwählt hatte. So führte ich denn an den oberen Seen einen mehrmonatlichen kleinen Krieg mit den Indianern, wobei es zwar keine großen Gefechte, aber desto mehr Strapazen und Beschwerden aller Art gab. Bei dieser Gelegenheit bekam ich auch die großartigen Niagarafälle zu sehen, und war von dem imposanten Eindrucke, den sie machten, wirklich überrascht.

Nachdem wir einige Hundert Indianer zusammengeschossen und mehrere Niederlassungen zerstört, selbst aber an dreißig bis vierzig Mann verloren hatten, kehrten wir im Januar 1782

in das Winterlager bei Newburg zurück. Mir selbst waren während dieser kurzen Expedition zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, wie ich denn überhaupt nun schon sieben Pferde, lauter Hengste aus meinem eigenen Gestüt, während dieses Krieges eingebüßt hatte. Hier in dem Winterlager bei Newburg kam es nun noch zu manchen unangenehmen Scenen.

Im Jahre 1780 hatte der Congreß allen Officieren für ihre fernere Lebenszeit die Hälfte ihres jetzigen Gehaltes versprochen; allein dies Versprechen war so allgemein abgefaßt, daß es später nicht gehalten zu werden brauchte. Ebenso war man uns die Gage noch für mehrere Jahre schuldig geblieben, und wir hatten fast nur Abschlagszahlungen erhalten. Die schmutzige Knikkerei der Nordstaaten war größtentheils an diesem Uebelstande schuld. Die reichen Kaufleute und Fabrikanten des Nordens und besonders in Pennsylvanien, Connecticut, Massachusetts und New-York wollten weder selbst Kriegsdienste leisten, noch erhöhte Steuern zahlen, sondern womöglich alle Lasten auf die Schultern der Südstaaten werfen. Diese echten Yankees sind äußerst habgierige Gesellen und mit den ritterlichen und muthigen Virginiern gar nicht zu vergleichen.

Als der Krieg voraussichtlich bald zu Ende ging, vereinigten sich im Lager bei Newburg eine Anzahl von Officieren aller Grade, die besonders aus den Südstaaten gebürtig waren, und setzten eine Denkschrift an den Congreß auf, worin sie um Bewilligung und Festsetzung ihrer gerechten Forderungen baten und im Weigerungsfalle mit ihrem Gesammtaustritt drohten. Zwar erkannte ich die Forderungen dieser Officiere vollkommen an, allein ich weigerte mich doch, meinen Namen unter dies Document zu setzen, als ich hierzu aufgefordert wurde, was mir manche Feindseligkeit zuzog, woran ich mich aber weiter nicht viel kehrte. Die Gründe dieser Weigerung waren, daß ich meinerseits ein solches gemeinsames Drohen der Officiere, vereint ihren Abschied zu nehmen, nicht für militärisch hielt, zumal der Friede mit England noch gar nicht abgeschlossen war, andererseits aber, weil ich Washington dadurch nicht betrüben wollte, dessen edler, uneigennütziger Sinn ungemein durch all' diese Erbärmlichkeiten litt; und es gehörte ein glühender Patriotismus dazu, um den gerechten Zorn, den er gewiß gar oft empfinden mußte, einigermaßen zu beschwichtigen. So mußte Washington sich denn abermals dazu hergeben, den

Vermittler zwischen diesen mit Recht unzufriedenen Officieren und dem schmutzig-geizigen Congreß zu machen, und nach einer Reihe höchst unerquicklicher Verhandlungen, wobei sich die Nordländer am hartnäckigsten zeigten, den Anforderungen der Gerechtigkeit zu genügen, gelang es ihm endlich, das Ganze in friedlicher Weise zu lösen. Der Congreß gab das feste Versprechen, die Forderungen der Officiere, die genügend befunden wurden, zu befriedigen, womit sich diese auch beruhigten.

Im Mai 1782 begann unter vielen Officieren, zu denen auch ich gehörte, sich der allgemeine Wunsch zu regen, daß die republikanische Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgehoben und diese zu einer Monarchie gemacht werden sollten, in der dann natürlich George Washington der erbliche König sei. Wir waren es müde, unter der Unfähigkeit und Uneinigkeit dieses Congresses noch länger zu leiden, und glaubten, daß sich für unser Vaterland die monarchische Regierungsform weit besser als die republikanische, welche den Schwätzern und Intriguanten nur zu großen Spielraum gab, eignen würde. Hätten wir nun unserem allgemein verehrten Obergeneral die Krone angetragen und

dieser sie auch angenommen, so leidet es keinen Zweifel, daß die Vereinigten Staaten zu einer Monarchie erhoben worden wären. Es gab keine Macht, die sich dem Heere zu widersetzen vermochte, und dieses hätte damals in seiner weit überwiegenden Mehrheit mit Freuden Washington zum König von Nordamerika proclamirt.

Als eine Deputation von Officieren sich zu unserem Obergeneral begab, um mit ihm eine vertrauliche Unterredung über dies Project zu halten, lehnte er es aber mit der größten Entschiedenheit ab und verwies den Herren auf das ernstlichste ihr Vorhaben. Er erklärte, daß er ein aufrichtiger Republikaner sei, somit auch die republikanische Verfassung für Nordamerika am geeignetsten halte. Damit zerfiel natürlich sofort das ganze Project, denn wenn unser Obergeneral die Krone ausschlug, konnte solche selbstverständlich kein Anderer bekommen.

Ich bin weit davon entfernt, den General Washington nur im allermindesten darüber tadeln zu wollen, daß er die ihm angetragene Königswürde ausschlug, denn er steht in jeder Hinsicht viel zu hoch über mir, und mußte es selbst am besten wissen, was ihm und dem Lande frommte; aber mein aufrichtiges Bedauern kann

ich doch nicht unterdrücken, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Republik geblieben, statt daß sie eine Monarchie unter George Washington geworden sind.

Im Spätherbst 1782 erhielt ich den mir sehr erwünschten Auftrag, mich in das große Depot der gefangenen Churhessen, unweit Winchester in Virginien, zu begeben und möglichst viele von ihnen dazu zu bewegen, sich nicht wieder auswechseln zu lassen, sondern als Colonisten in Nordamerika zu bleiben, worauf dann jeder eine bestimmte Zahl Morgen aus den Staatsländerein und außerdem noch einen kleinen Vorschuß an Geld, um eine Wirthschaft zu gründen, erhalten sollte. Es fehlte unserem Lande nur zu sehr an einer genügenden Anzahl von tüchtigen und kräftigen Ansiedlern, und Jeder, der hierzu gewonnen wurde, trug zur Vermehrung unseres Wohlstandes bei. Dazu hatten wir in unserem achtjährigen Unabhängigkeitskampfe schon eine bedeutende Anzahl kräftiger Männer und Jünglinge eingebüßt, so daß es von rüstigen Wittwen und hübschen Jungfrauen, die gern geheirathet hätten, aber keine Männer finden konnten, wimmelte. Unter allen Colonisten waren aber die arbeitsamen, mäßigen und an ein zufriedenes Familien-

leben gewöhnten Churhessen, wie überhaupt die Norddeutschen, entschieden die besten. Das waren ganz andere Leute, als diese rohen, versoffenen Engländer, unzuverlässigen Irländer oder veränderungslustigen und vergnügungssüchtigen Franzosen, ja selbst als die Süddeutschen, die auch häufig nur allzu gern im Wirthshause hinter dem Schoppen sitzen lieben.

Ich stellte nun diesen churhessischen Gefangenen vor, wie viel besser ihr zukünftiges Loos sein würde, wenn sie bei uns als freie Männer blieben, hier ihre Familien gründeten und eigenen Acker bebauten, als wenn sie nach Churhessen zurückkehrten, sich dort von ihrem schuftigen Churfürsten schinden und plagen und bei der ersten besten Gelegenheit wieder als Soldaten an fremde Fürsten verkaufen ließen. Meine Reden fanden vielen Anklang, und aus diesem einzigen Gefangenendepot erklärten über vierhundert Soldaten und sieben Officiere, daß sie nicht wieder in ihre Heimath zurückkehren, sondern gleich als unabhängige Colonisten in Nordamerika bleiben wollten. Andere wollten erst in ihr Vaterland, dort ihre Familien besuchen, ihre Vermögensverhältnisse ordnen, häufig auch ihre zurückgelassenen Bräute heirathen und dann wieder in die Ver-

einigten Staaten von Nordamerika zurückkehren. So sind mindestens 2000 frühere churhessische Soldaten, die als Feinde gegen ihren Willen zu uns kamen, als friedliche Ansiedler durch eigenen Willen bei uns geblieben, was für sie wie für uns entschieden das Beste war.

Ich habe es mir, so lange ich in Nordamerika lebte, mit zur größten Pflicht gemacht, die Ansiedlung von deutschen Colonisten, so viel ich nur konnte, zu befördern und diese, so weit es in meinen Kräften stand, mit Rath und That zu unterstützen. Und nun besonders, wenn es Preußen oder gar Pommern waren, die in dem Heere unseres großen Preußenkönigs als Soldaten gedient hatten, fühlte ich mich doppelt verpflichtet, sie möglichst zu unterstützen. Es war mir immer eine ganz besondere Freude, wenn ich sah, daß deutsche Colonisten in unserem Lande vorwärts kamen und sich durch ihre eigene Thätigkeit einen behaglichen Wohlstand und eine zufriedene Häuslichkeit zu gründen vermochten. Und wie oft habe ich diese Freude gehabt! Für gesunde, kräftige Menschen, die an Thätigkeit gewöhnt sind, giebt es gar kein besseres Land als unser Nordamerika; das ist meine feste Ueberzeugung.

Im März 1783 kehrte ich wieder in unser Lager zurück, um den Befehl über mein Bataillon, von dem aber weit über die Hälfte aller Officiere und Soldaten sich auf Urlaub befand, zu übernehmen. Daß es nochmals zu Feindseligkeiten kommen würde, glaubte Niemand, und so erhielten denn viele Soldaten und Officiere, die es wünschten, Urlaub in ihre Heimath. Waren doch schon manche von ihnen über acht Jahre nicht mehr in dem Kreise ihrer Familie gewesen.

Am fünfzehnten April kam die sichere Botschaft, daß in Paris ein Friedensschluß zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika unterzeichnet und deren Unabhängigkeit vollständig anerkannt sei, zuerst in unser Lager. Es war ein Jubel, eine Freude, wie ich solche noch niemals erlebt hatte. Selbst ergrauten Soldaten traten die Thränen der Rührung in die Augen, und persönliche Feinde fielen sich in die Arme, vergaßen ihre Feindseligkeiten und wurden warme Freunde, so groß war die allgemeine Begeisterung über diese wichtige Botschaft.

Unterm neunzehnten April ward diese Nachricht im Lande officiell verkündet, nachdem auch der Befehlshaber des englischen Heeres in

New=York die Depesche an unsern Oberbefehls=haber Washington gesandt hatte, daß er von seiner Regierung den Befehl erhalten habe, die Stadt zu räumen und an uns zu übergeben. So hatten wir denn endlich, nach achtjährigen Kämpfen und Anstrengungen aller Art, unser schönes Ziel vollständig erreicht: die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren gänzlich von der englischen Fremdherrschaft befreit und hatten ihre Unabhängigkeit gewonnen. Es war viel Blut in diesem achtjährigen Kampfe geflossen, und die Opfer an Geld und Gut für diesen Zweck waren nicht gering. Besonders die Süd=staaten hatten sich durch ihren Patriotismus in hohem Grade ausgezeichnet und die Nordstaaten hierin sehr beschämt. In rein militärischer Hin=sicht war übrigens dieser ganze Krieg in Ver=gleich zu dem Siebenjährigen Kriege unter Fried=rich dem Großen nur sehr unbedeutend, und so viel Opfer, um sich seine Unabhängigkeit zu be=wahren, wie das preußische, brauchte das nord=amerikanische Volk niemals zu bringen. Die größte Macht, welche jemals gegen uns kämpfte, waren kaum 40,000 Mann zusammen, und in den blutigsten Schlachten, welche wir schlugen, fielen auf jeder Seite kaum 300 Mann, und sie

wären im Siebenjährigen Kriege nur als Scharmützel bezeichnet worden. Solche Schlachten, wie der König Friedrich der Große mit seinen Preußen schlug, hätten wir nun und nimmermehr zu schlagen vermocht, da fehlte unseren Officieren die nöthige Erfahrung und den Soldaten die Disciplin.

Als der Friedensschluß bekannt wurde, löste sich auch allmählich mein Bataillon gänzlich auf, da die meisten Soldaten wie Officiere wieder nach Virginien zurückgingen. Bevor dies geschah, hatte ich noch die große Freude, daß die Officiere mir einen schönen Ehrensäbel mit einer Inschrift und die Soldaten einen silbernen Trinkhumpen, den sie in Boston hatten verfertigen lassen, als Erinnerungsgeschenk überbrachten. Auch eine große Dankadresse, die Alle unterschrieben, erhielt ich, worin mir das Zeugniß gegeben ward, daß ich zu ihrer Aller Zufriedenheit das Bataillon an sechs und ein halbes Jahr geführt habe. Und doch hatte ich stets in dem Rufe gestanden, ein sogenannter strenger Officier zu sein, und war, so viel dies nur immer in meiner Macht gelegen, bestrebt, die Subordination und Disciplin, die nur zu Vieles bei uns zu wünschen übrig ließen, möglichst kräftig zu handhaben.

War mir von Seiten meiner Feinde und aller Unzufriedenen doch häufig schon vorgeworfen worden, ich sei ein Gamaschenknecht und Drillmeister, und wohl tauglich, knechtische Preußen, aber keine freien Nordamerikaner zu befehligen. Natürlich, daß ich mich durch solchen Unsinn in dem, was ich für Recht erkannt, auch nicht im allermindesten stören ließ und zuletzt doch die Genugthuung hatte, daß meine Art und Weise für richtig befunden wurde und viele Nachahmer erhielt.

Ich hatte nun anfänglich auch die Absicht, mein Commando niederzulegen und mich nach meiner Pflanzung in den Kreis meiner Familie, wohin mein Herz mich schon so lange zog, zu begeben; allein der General Washington wünschte dringend, daß ich noch einige Monate im Lager von Westpoint bleiben und bei der Auflösung der Armee, wobei es stets noch eine Masse von Geschäften zu besorgen gab, mitwirken möge; hatte ich schon so viele Opfer gebracht, so konnte ich auch das kleine Opfer bringen, noch einige Monate länger im Dienste zu bleiben, zumal mich das Vertrauen, welches der Obergeneral in meine Fähigkeiten setzte, hoch ehrte, und ich diesem edlen Manne so gern jede Gefälligkeit, die

ich nur irgend konnte, erwies. So blieb ich denn noch den ganzen Sommer von 1783 im Lager von Westpoint und half Rechnungen ordnen, Abschiedsgesuche ausstellen oder gerechte Forderungen der Officiere und Soldaten, so viel ich nur irgend konnte, befriedigen, die ungerechtfertigten aber mit Entschiedenheit zurückweisen, unbekümmert darum, ob ich mir dadurch Feinde machte oder nicht. Ungerechte Anforderungen traten aber nur zu oft auf, denn Habsucht, Gemeinheit und Unredlichkeit machten sich häufig gar zu breit. So viel ich nur konnte, suchte ich mich übrigens bei dieser Auflösung der Armee und bei Abwickelung der Rechnungen und Forderungen auch meiner deutschen Landsleute, von denen in unserem Heere eine große Menge gedient, und die stets mit zu den besten Soldaten gehört hatten, anzunehmen und sie vor der Betrügerei der Amerikaner zn schützen.

Der Mangel an der nöthigen Zahl von Transportschiffen hatte bisher noch immer die Räumung New-Yorks von Seiten der Engländer verzögert. Es war mit Recht von dem Congresse der Vereinigten Staaten die Bestimmung getroffen worden, daß alle geborenen Nordamerikaner, welche während dieses Krieges offen-

kundig auf Seiten der Engländer gewesen waren, mit diesen zusammen das Land verlassen sollten, da ihr ferneres Verbleiben bei uns nur zu Störungen und Mißvergnügen hätte Veranlassung geben können. So mußten denn eine Menge angesehene Personen, besonders aus den Nordstaaten, wo die englischen Sympathien stets viel lebhafter als in den Südstaaten gewesen waren, jetzt auswandern, und diese hatten sich vorläufig nach New-York begeben und warteten auf Transportschiffe, die sie mit ihrem beweglichen Eigenthum von dannen fahren sollten. Es traten dadurch immer Verzögerungen über Verzögerungen ein, und erst zum 25. November konnte der Tag der feierlichen Uebergabe und des Einzuges von dem General Washington in New-York festgesetzt werden. Der General hatte die große Freundlichkeit, mich aufzufordern, diesen Einzug in seinem besondern Gefolge mitzumachen, und mit Freuden folgte ich solcher ehrenhaften Einladung.

Um ein Uhr Mittags versammelte sich der General Washington mit seinem Stabe am oberen Ende der Stadt New-York, um die Meldung abzuwarten, daß die letzten britischen Soldaten ihre Posten geräumt und sich auf die zu ihrer

Einschiffung bereit liegenden Transportschiffe begeben hätten. Wie immer sah Washington ernst und würdevoll aus; doch lag in seinen schönen, klaren Augen ein Gefühl des Glücks, daß Gott, der Lenker aller Heerschaaren, ihm gewährt hatte, einen solchen Tag zu erleben. Als er mich erblickte, kam er auf mich zugeritten, gab mir die Hand und sprach freundlich: „Dieser Tag muß die acht schweren Jahre, die wir zusammen verbrachten, wieder ausgleichen und kann dies auch vollkommen. Wie glücklich sind wir Beide, daß wir erleben durften, wie der letzte englische Soldat den Boden von Nordamerika verließ, um ihn hoffentlich niemals wieder zu betreten."

In dem Augenblick kam ein Adjutant angesprengt und meldete, daß die letzten englischen Soldaten sich im Hafen von New-York eingeschifft hätten.

„Wohlan denn, meine Herren, reiten wir mit Gott dankbarem Herzen in die größte und wichtigste Stadt der Vereinigten Freistaaten von Nordamerika ein!" sprach der General Washington nun und setzte die selbstgezogene lichtbraune Stute edler virginischer Race, sein Lieblingsroß, das er während des ganzen achtjähri-

gen Krieges stets bei sich gehabt hatte, in Bewegung. Neben ihm ritt der General Clinton, der Gouverneur des Staates New-York, dann folgten die Behörden der Stadt, und darauf der General Knox, der zuletzt die Truppen im Lager von Westpoint befehligt hatte, und hinterdrein etwa 120 Stabsofficiere, unter denen auch ich mich befand. Eine Schwadron leichter Dragoner schloß den Zug, der sich unter dem Glockengeläute von allen Kirchthürmen der Stadt und dem fast betäubenden Hurrahgerufe der gesammten Bevölkerung langsam in Bewegung setzte. Von den meisten Häusern wehten Flaggen mit den Farben der Vereinigten Staaten, und in den Fenstern standen, Kopf an Kopf, Damen im besten Anzuge, die mit den Taschentüchern wehten oder uns Kränze und Blumensträuße, so gut sie nur eben im November zu haben waren, vor die Pferde warfen, so daß diese fast aufscheuten. Wohl möglich, daß bei einer großen Zahl von angesehenen Familien dieser Jubel nicht so recht aus dem Herzen kam, denn in New-York, das stets die lebhaftesten Handelsbeziehungen mit England besaß, waren mehr als in einem andern Orte der Union, besonders unter den wohlhabenden Kaufleuten, sehr stark ausgeprägte englische

Sympathien vorhanden, doch hielten es Alle für gerathen, gute Miene zu machen und eine lebhafte Freude über unsern Einzug wenigstens zu erheucheln.

So war unser Festeinzug in New-York ein Tag des Jubels und der Freude, den ein großes Gastmahl, welches der Gouverneur Clinton uns Allen gab, beschloß.

Am 4. December versammelte der General Washington alle Officiere noch einmal um sich in dem großen Saale von New-York und hielt eine bewegte Rede, in der er von uns Allen Abschied nahm. Er füllte sein Glas mit Wein und sprach auf Englisch die mir unvergeßlich gebliebenen Worte, die, in das Deutsche übersetzt, etwa lauten mögen: „Mit einem dankbaren Herzen voll Liebe und Freundschaft nehme ich jetzt den letzten Abschied von Euch Allen, und bitte Gott, daß er Eure späteren Tage eben so freudvoll und beglückt sein lasse, als Eure früheren rühmlich und ehrenvoll waren. — Ich kann jetzt nicht zu jedem Einzelnen gehen, um ihm Lebewohl zu sagen; aber es wird mich sehr freuen, wenn Jeder von Euch zu mir zum letzten Händedruck kommt." Wir gingen nun alle der Reihe nach zu unserem edlen Führer, und Jeder um-

armte ihn innig. In dem Augenblick blieb kein Auge im ganzen Saale trocken, und ich glaube, daß diese Thränen uns Allen keine Schande machten.

Der General verließ nun stumm den Saal, um sich aus dem Gasthause zu Fuß nach dem Hafen zu begeben; wir anwesenden Officiere folgten ihm in langsamem Zuge mit vor Schmerz gesenkten Häuptern. Im Hafen lag eine Barke, die ihn nach Paulus-Hock bringen sollte. Als er an deren Bord war, winkte er noch einmal schweigend mit seinem Hute zum Abschied, und auf gleiche Weise erwiederten wir, ebenfalls schweigend, diesen Abschiedsgruß. Zu sprechen vermochte Niemand von uns, dazu war uns Allen das Herz zu schwer.

Sowie unser Obergeneral das Heer verlassen hatte, litt es mich auch keinen Tag mehr bei demselben, denn nur zu lange war ich von meiner Familie und der Plantage getrennt gewesen. Ich bestieg mein Pferd, und von meinem treuen Reitknechte — einem Preußen, der mir nun schon sechs Jahre wacker gedient hatte — gefolgt, ritt ich, so schnell es nur gehen wollte, nach Virginien zurück. Gerade am Neujahrstage 1784 kam ich in meinem geliebten Fried-

richsburg wieder an und konnte mein treues Weib und meine beiden Töchter, die inzwischen zu hübschen, stattlichen Mädchen herangewachsen waren, an die Brust drücken. Es geht doch nichts über das Wiedersehen einer geliebten Familie!

Mit Freuden zog ich jetzt den Soldatenrock, den ich im Dienste meines neuen Vaterlandes fast neun Jahre unausgesetzt getragen hatte, aus und vertauschte den Degen mit den friedlichen Werkzeugen des Ackerbaues. Es that auch dringend noth, daß ich endlich heimkehrte, um mich meiner Wirthschaft wieder kräftig anzunehmen, denn diese hatte besonders in den letzten Jahren ungemein gelitten. Auch war viele französische Einquartierung auf meiner Pflanzung gewesen, welche nicht allein einen höchst verderblichen Einfluß auf die Neger, sondern in erhöhtem Grade auch auf alle meine weißen Dienstleute geübt hatte. Besonders das weibliche Personal der Pflanzung war gänzlich verwildert; denn wo französische Truppen nur eine kurze Zeit gehaust haben, da kann man sicher sein, daß sie verderbliche Spuren ihrer Frivolität, Unmoralität und sonstigen Lüderlichkeit in nur zu reichem Maße zurücklassen.

Da mein Schwiegervater im Jahre 1782 gestorben war und ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, ich jetzt auch vom Congresse den fünfjährigen Betrag meiner Oberstengage statt der Pension ausgezahlt erhielt — freilich in Papiergeld, was äußerst niedrig im Course stand — so war ich nach nordamerikanischen Begriffen ein ganz wohlhabender Mann und durfte hoffen, meinen Kindern ein Erbtheil hinterlassen zu können, was ihre Unabhängigkeit vollständig sicherte.

Es hieß nun aber, sich mit Fleiß und Anstrengung auf's Neue der Wirthschaft widmen, um so die schweren Versäumnisse der letzten Jahre möglichst wieder nachzuholen. Mit wahrer Freude hätte ich dies nun auch gethan, wenn nur meine Gesundheit eine bessere gewesen wäre. Die vielen, oft recht schweren empfangenen Wunden, und die Strapazen während des Siebenjährigen Kriegs in Preußen sowie der sieben Feldzüge in Nordamerika, ließen nur zu viele böse Folgen zurück, welche jetzt, wo die Aufregung des Krieges beschwichtigt war, immer mehr hervortraten. So war ich kaum sechs Wochen zu Hause, als eine alte Fußwunde, noch vom preußischen Dienste herrührend, wieder aufbrach und

mich längere Zeit an das Zimmer fesselte. Diese nothgedrungene Muße benutzte ich denn nun auch, um meine Lebensbeschreibung aufzusetzen. Zwar wußte ich nicht, ob einer meiner beiden Brüder noch lebte — denn auch von meinem zweiten Bruder hatte ich seit der Prager Schlacht kein Lebenszeichen wieder bekommen, und mehrere Briefe, die ich ihm geschrieben, waren verloren gegangen — allein ich dachte doch, daß irgend ein Verwandter von mir in Preußen leben würde. Diesem wollte ich dann durch Vermittelung der Gesandtschaft eine Abschrift meiner Lebensbeschreibung senden, damit solche in unsere alte Familienchronik, die hoffentlich noch fortgesetzt wurde, mit aufgenommen werden könne. Lebhaft erinnerte ich mich, welch' Vergnügen es uns Jungen stets gewährte, wenn der Vater uns in den Winterabenden aus dieser Chronik vorlas, und wie andächtig ich besonders zuhörte, sobald Kriegs- und Reiseabenteuer mancher meiner Vorfahren beschrieben wurden. Nun glaube ich aber, daß ich selbst gar Vieles erlebt habe, was der Mühe der Aufschreibung verlohnt, so daß vielleicht Mancher aus meiner Familie in Deutschland künftig mit Interesse von meinen Erlebnissen sowohl im Siebenjährigen Kriege,

als in dem jetzt beendeten nordamerikanischen Freiheitskampfe lesen wird. So schrieb ich denn mit wahrem Vergnügen an dieser Lebensbeschreibung, und es gewährte mir Zerstreuung, wenn mich meine Wunden an das Zimmer fesselten.

Erst gegen Ostern 1784 fühlte ich mich so weit wieder gesund, daß ich mein Pferd besteigen und dem General Washington auf seiner Pflanzung Mount-Vernon einen freundschaftlichen Besuch abstatten konnte. Wahrlich, wenn etwas meine Hochachtung vor diesem seltenen Manne, wie kaum die Welt jemals einen zweiten der Art besaß, zu erhöhen vermochte, so war es die Art und Weise, wie er jetzt auf seiner Pflanzung lebte. Alle die zahllosen Ehrenbezeigungen, die ihm aus Europa und Nordamerika seiner errungenen Erfolge wegen zu Theil wurden, hatten ihn nicht im mindesten stolz und eitel gemacht. Er hatte alle Belohnungen, die ihm der Congreß bewilligte, gänzlich ausgeschlagen, und nur die Vergütungen der baaren Auslagen, die er während seiner fast neunjährigen Thätigkeit als Obergeneral sämmtlicher Armeen der Vereinigten Staaten Nordamerikas gehabt, beansprucht, weiter aber kein Pfund angenommen. Freilich war Washington durch sein eigenes be-

trächtliches Vermögen ein sehr wohlhabender Mann; allein ich glaube kaum, daß in ähnlichen Fällen viele Menschen auf gleich großmüthige Weise gehandelt haben würden. Wie beschämte er durch sein Beispiel alle jene habgierigen Menschen, die das Geld als den höchsten Abgott ihres Lebens ansehen, von denen es in unserem Lande in nur zu großer Zahl wimmelt.

Hier in Mount-Vernon lebte der General Washington nun wieder als ein einfacher wohlhabender Pflanzer. Er stand schon mit Tagesanbruch auf, führte den ausgebreiteten Briefwechsel, den er hatte, besorgte seine Rechnungen, und bestieg dann gewöhnlich gegen neun Uhr Morgens seine treue lichtbraune Stute, um durch seine weiten Besitzungen zu reiten. Solche Ritte dauerten gewöhnlich drei bis vier Stunden, worauf er zu Hause kam, sich umkleidete und ein gutes, aber sehr einfaches Mittagsbrot von drei bis vier Gerichten aß. Gewöhnlich waren fremde Gäste dabei zugegen, denn Mount-Vernon war jetzt ein sehr besuchter Ort, zu dem Europäer wie Amerikaner förmlich wallfahrteten. Hier machte Mistreß Washington, die überhaupt eine in jeder Hinsicht vortreffliche Frau war, auf die liebenswürdigste Weise die Wirthin des Hauses, und suchte ihrem

Manne alle Lasten, die aus einem so ausgedehnten Fremdenbesuche entsprangen, möglichst abzunehmen; allein Washington klagte doch oft, daß ihn diese gar zu vielen Fremden häufig belästigten und die Ruhe und Zwanglosigkeit seiner Häuslichkeit störten. Ich kann mir dies recht lebhaft vorstellen, denn nach meinem Geschmack giebt es nichts Unangenehmeres und Störenderes, als gar zu viel in seiner Häuslichkeit von Fremden besucht zu werden. So ein Gegenstand des allzu großen öffentlichen Interesses zu sein, muß nach meinem Sinn gar keine Annehmlichkeiten, sondern im Gegentheil sogar recht viele Unannehmlichkeiten haben.

Von Aufwand war in Mount-Vernon gar keine Spur zu finden, und Alles ging zwar äußerst anständig, aber auch sehr einfach dort zu. Gar mancher reiche Kaufmann in New-York, Baltimore, Philadelphia und den übrigen Hafenstädten hatte in seinem Haushalte ungleich mehr Luxus, als der frühere Oberbefehlshaber des Heeres, von dessen Willen es allein abhängig gewesen war, der König von Nordamerika zu werden. Fünf oder sechs alte Hausneger, die, wie alle Negersclaven zu Mount-Vernon, sehr gut gehalten wurden, bildeten die ganze Dienerschaft. Nur auf

edle Pferde legte Washington vielen Werth, und hatte stets acht bis zehn sehr hübsche Reitpferde, die denn auch von seinen vielen Besuchern benutzt wurden. Seine Lieblingsbeschäftigung war Gartenbau, besonders Baumpflanzungen, und er bemühte sich vorzugsweise, auch die Umgebungen seines Hauses mit hübschen Gartenanlagen zu verschönern. Als ich im October 1784 zu ihm geritten kam, fand ich ihn im weißen Leinwandrock, einen Strohhut auf dem Kopfe, mit dem Gartenmesser in der Hand, Obstbäume oculiren, und bevor ich noch in das Haus getreten war und der Miß Washington meine Aufwartung gemacht hatte, mußte ich mit ihm durch seine ganze weitläufige Obstbaumschule gehen, und er zeigte mir mit der größten Freude die vielen jungen Obstbaumstämmchen, welche er in diesem Frühling schon, seit seiner Rückkehr aus dem Felde, oculirt hatte. Am Nachmittag ritt ich noch weit mit ihm spazieren, um seine neuen landwirthschaftlichen Anlagen zu besehen und die Verbesserungen, welche er in Mount-Vernon einführen wollte, zu besprechen. Er beabsichtigte den Tabaksbau, der zwar sehr hohe Renten bringt, den Boden aber auch stark aussaugt, allmählich aufzugeben und den Mais- und Weizenbau bei sich einzu-

führen, worin ich ihm nur vollständig beipflichten konnte. Wer ihn so nur auf seiner Pflanzung gesehen und gesprochen, der hätte ihn zwar für einen sehr eifrigen Landwirth, nicht aber zugleich auch für den umsichtigsten Soldaten, größten Staatsmann und edelsten Patrioten, den Nordamerika je hervorgebracht hat und wahrscheinlich auch für alle fernere Zukunft hervorbringen wird, halten können. So war George Washington in seinem Hause, und einen solchen Mann näher gekannt zu haben, gereicht mir zur höchsten Freude meines Lebens.

Das Jahr 1784 blieb ich nun noch auf meiner Pflanzung Friedrichsburg und suchte mich deren Bewirthschaftung, so viel in meinen Kräften stand, möglichst anzunehmen. Im Winter des Jahres 1785 wurden meine alten Wunden aber so schlecht und ich fühlte mich so elend, daß ich nach Boston übersiedelte, um mich dort der Behandlung eines berühmten Arztes zu unterwerfen. Nun, einige Linderung verspüre ich wohl durch seine Medicamente, eine ausreichende Hülfe wird er mir aber auch schwerlich bringen können. Ich fühle es selbst, es geht mit mir bald zu Ende, und mein hart mitgenommener Körper hält es nicht mehr lange auf dieser Erdenwelt aus. Im-

merhin, obgleich ich noch gern gelebt und besonders meine beiden Töchter heranwachsen gesehen hätte, so unterwerfe ich mich doch ohne Murren und Klagen dem Willen Gottes, des Lenkers aller Heerschaaren. Wer sechs Jahre als Soldat unter Friedrich dem Großen für die Unabhängigkeit Preußens und acht Jahre unter Washington für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika kämpfen und bluten durfte, und sich stets, so weit seine Kräfte reichten, bestrebte, seine Pflicht dabei möglichst zu erfüllen, der hat nicht umsonst auf dieser Erde gelebt.

Ende des zweiten Bandes.



Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. (Zweite Abtheilung: Fürsten und Dichter.) Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch $5^1/_2$ Thlr.

Uechtritz, Friedrich v., Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Krieges im ersten Jahrhunderte nach Christo. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Wickede, Jul. von, Die Heeresorganisation und Kriegführung nach den Berechtigungen der Gegenwart. Für denkende Officiere, Staatsmänner und Landtagsabgeordnete. Gr. 8. eleg. broch. $1^1/_2$ Thlr.

Winterfeld, A. von, Ein gemeuchelter Dichter. Komischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Cultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Andree, Dr. Richard, Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland. Mitteloctav-Format. eleg. broch. 1 Thlr. $22^1/_2$ Ngr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. $1^1/_2$ Thlr.

Ati-Kambang, Auf fremder Erde. Roman. 5 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5^1/_2$ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. **Pracht-Ausgabe.** Lex.-Oct.

Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $4^1/_3$ Thlr. Mit Goldschnitt $4^2/_3$ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. $1^2/_3$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebens-Bildern. Dritte Auflage. **Für den Reisegebrauch redigirt.** Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. 8. eleg. geb. 1 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein edles Frauenherz. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Tzarogy. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. $3^1/_2$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 1. bis 4. Band. 8. broch. à Band $1^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.



